31. Jahrgang 20. Januar 2010

Bevölkerungsforschung

Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Aktuell

Editorial

Ausgabe 01/2010

Liebe Leserinnen und Leser,

im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Beiträge dieser Ausgabe steht die aktuelle Entwicklung der Fertilitätstrends in Europa und in Deutschland. Ende des vergangenen Jahres wurde in den Medien eine wissenschaftliche Debatte begonnen, die sich mit der Frage befasste, ob weiterhin von einer „Kultur der niedrigen Fertilität“ gesprochen werden könne angesichts eines beobachteten Anstiegs der zusammengefassten Geburtenziffern in einigen Ländern Europas. Das BiB möchte sich an dieser Diskussion beteiligen. So berichtet Jürgen Dorbritz in seinem Beitrag zur Fertilitätsentwicklung von neuen Ausdifferenzierungen der Fertilitätstrends in den einzelnen europäischen Ländern, die allerdings hinsichtlich einer abschließenden wissenschaftlichen Bewertung noch mit Vorsicht betrachtet werden müssen.

In seinem zweiten Beitrag steht ebenfalls die Fertilität im Mittelpunkt – hier geht es allerdings um den Zusammenhang zwischen Kinderzahlen und Lebensformen in Deutschland im West-Ost-Vergleich auf der Basis der Ergebnisse des Mikrozensus 2008. Dabei zeigt sich, dass in West- und Ostdeutschland noch immer unterschiedliche Muster der Familienbildung existieren.

Persönliche Beziehungen unterschiedlichster Form stehen im Fokus des diesmal von uns ausgewählten „Buchs im Blickpunkt:“ dem „Handbuch persönlicher Beziehungen“, das einen möglichst umfassenden Überblick über den Forschungsstand im jeweiligen Beziehungskontext bieten möchte.

Ich wünsche Ihnen wie immer eine anregende und interessante Lektüre.

Prof. Norbert F. Schneider, Direktor des BiB

Fertilitätstrends in Europa: Neue Ausdifferenzierungen?

In einigen Ländern Europas ist seit geraumer Zeit ein Anstieg der zusammengefassten Geburtenziffern zu beobachten. Lässt sich daraus ein neuer Trend in Europa ableiten? Vor diesem Hintergrund analysiert dieser Beitrag die unterschiedlichen Fertilitätsmuster in Europa. Dabei zeigen sich noch deutlichere Unterschiede, wenn die zusammengefasste Geburtenziffer im Zusammenhang mit der Erstheiratsziffer, der Nichtehelichenquote oder dem durchschnittlichen Gebäralter analysiert wird. Insbesondere der weiterhin anhaltende Anstieg des Gebäralters führt dazu, dass das tatsächliche Geburtenniveau durch die TFR auch weiterhin unterschätzt wird. Dies muss bei der Bewertung der Situation beachtet werden.

Insgesamt zeigen die Fertilitätstrends der jüngsten Vergangenheit eine leichte Verbesserung der Situation in einigen Ländern an, auch wenn sich das Problem der Niedrig-Fertilität-Region Europa dadurch nicht gelöst hat. Ein wesentliches Ergebnis der Analyse dürfte sein, dass es in einigen Ländern zu einem Wiederanstieg der Geburtenhäufigkeit gekommen ist – insbesondere in den Niedrig-Fertilitätsregionen in Süd- und Osteuropa. Allerdings gibt es auch eine Reihe von Ländern, in denen das Geburtenniveau unverändert geblieben ist. Eine Schlussfolgerung daraus lautet, dass in Europa neue Ausdifferenzierungsprozesse begonnen haben, die allerdings nur mit Vorsicht bewertet werden können. Die Nachhaltigkeit dieser Fertilitätsveränderungen kann erst dann überprüft werden, wenn die Daten nach Geburtsjahrgängen vorliegen. In Deutschland ist die Situation nach wie vor zweigeteilt (Seite 2).

Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008

Existieren in West- und Ostdeutschland noch immer unterschiedliche Muster der Familienbildung oder hat hier in den vergangenen Jahren eine Annäherung stattgefunden? Diese Frage untersucht der Beitrag anhand der Mikrozensusdaten 2008 des Statistischen Bundesamtes, die erstmalig gesicherte Auskunft zur Paritätsverteilung der Lebendgeborenen und besonders zur Kinderlosigkeit liefern. Die Analyse der Kinderzahl nach Lebensformen und dem Bildungsstand zeigt, dass nach wie vor in West- und Ostdeutschland unterschiedliche Fertilitätsmuster herrschen: So ist im Osten eine niedrige Kinderlosigkeit mit einem hohen Anteil an Ein-Kind-Familien kombiniert, während der Westen durch eine hohe Kinderlosigkeit und etwas höhere Anteile von Familien mit drei und mehr Kindern geprägt ist. Darüber hinaus besteht im Osten eine Entkopplung von Ehe und Kinderhaben sowie ein Bedeutungszuwachs nichtehelicher Lebensformen für das generative Verhalten. Besonders im Westen wirkt sich dazu noch der Bildungsstand negativ auf die Kinderzahl aus (Seite 11).

Jürgen Dorbritz

Fertilitätstrends in Europa: Neue Ausdifferenzierungen?

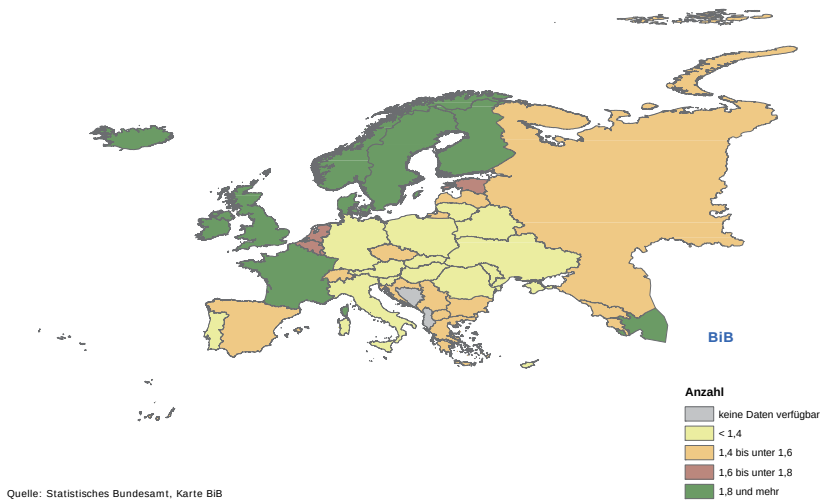
Erstmals seit geraumer Zeit ist in Europa in einigen Ländern ein Anstieg der zusammengefassten Geburtenziffern zu beobachten. Zu den alten Differenzierungen im Geburtenniveau zwischen Ländern mit hohen Geburtenziffern wie den nordeuropäischen Ländern und Frankreich und niedrigem Niveau wie in Süd- und Osteuropa und auch in Deutschland treten neue hinzu. Damit bestehen vier grundsätzliche Fertilitätssituationen. Erstens bleiben die Geburtenziffern in Ländern mit einem hohen bzw. mittleren Niveau weiterhin auf diesem Niveau. In einem großen Teil der Länder mit einer geringen Geburtenhäufigkeit bleibt diese zweitens auch weiterhin niedrig. Drittens ist der Geburtenanstieg in einigen der ehemals sozialistischen Länder Mittel- und Osteuropas sowie in einigen Ländern Südeuropas zu beobachten. Zwei der bisherigen Niedrig-Fertilitäts-Regionen Europas hat damit ein Ausdifferenzierungsprozess erfasst. Viertens gibt es einige wenige Länder, in denen die Geburtenhäufigkeit weiter zurückgeht. Weitere zum Teil deutliche Unterschiede wurden bei der Heiratshäufigkeit, der Nichtehelichenquote und dem Gebäralter aufgefunden. Auffällig in der regionalen Verteilung sind die nordeuropäischen Länder, in denen ein hohes Geburtenniveau mit hohen Nichtehelichenquoten und der späten Geburt der Kinder verknüpft ist.

Obwohl angenommen werden kann, dass inzwischen die Mehrheit der europäischen Länder Europe's Second Demographic Transition durchlaufen hat, sind in Europa deutliche Fertilitätsunterschiede zu beobachten und auch die aktuellen Trends verlaufen differenziert. Aufmerksam gemacht werden soll in diesem Beitrag auf die ansteigende Geburtenhäufigkeit in bisherigen Niedrig-Fertilitäts-Ländern. Dazu werden die Ergebnisse einer ersten rein bevölkerungsstatistischen Analyse vorgestellt[1]. Da diese Trends erst in jüngster Vergangenheit eingetreten sind, kann keine endgültige Bewertung der Situation vorgenommen werden. Noch ist sowohl eine der vielen Zufallschwankungen in den demografischen Trends als auch eine nachhaltige Verhaltensänderung als Charakterisierung möglich. Ebenso zu beachten ist die Fragestellung, ob der Fertilitätsanstieg, gemessen mit der zusammengefassten Geburtenziffer (TFR – Total Fertility Rate), mit dem Ende oder dem Abschwächen des Anstiegs des Gebäralters in Verbindung steht.

Zusammengefasste Geburtenziffern

Sieht man sich die aktuellen Entwicklungen im Zeitraum seit dem Jahr 1990 differenziert an, dann können hinsichtlich des allgemeinen Fertilitätstrends vier unterschiedliche Situationen aufgefunden werden. Bei der Bildung dieser Gruppen sind das aktuelle Geburtenniveau und die Trends seit 1990 berücksichtigt worden. Die Abbildung 1 enthält Länderbeispiele für die jeweiligen Gruppen im Zeitverlauf, Karte 1 gibt Auskunft über die regionalen Verteilungen in den Jahren 2006/2007.

Karte 1: Zusammengefasste Geburtenziffern in Europa, 2006/2007



Quelle: Statistisches Bundesamt, Karte BiB

Erstens: Länder mit einem mittleren bzw. hohen Geburtenniveau, in denen zum Teil erhebliche Schwankungen zu beobachten sind. Die zusammengefasste Geburtenziffer übersteigt in den Ländern mit einem hohen Niveau im Jahr 2008 den Wert 1,8. Die Ländergruppe besteht mit Dänemark, Island, Ir-

[1] Datenbasis: Eurostat, http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/population/data/database, Angaben zur zusammengefassten Erstheiratsziffer, INED, Paris

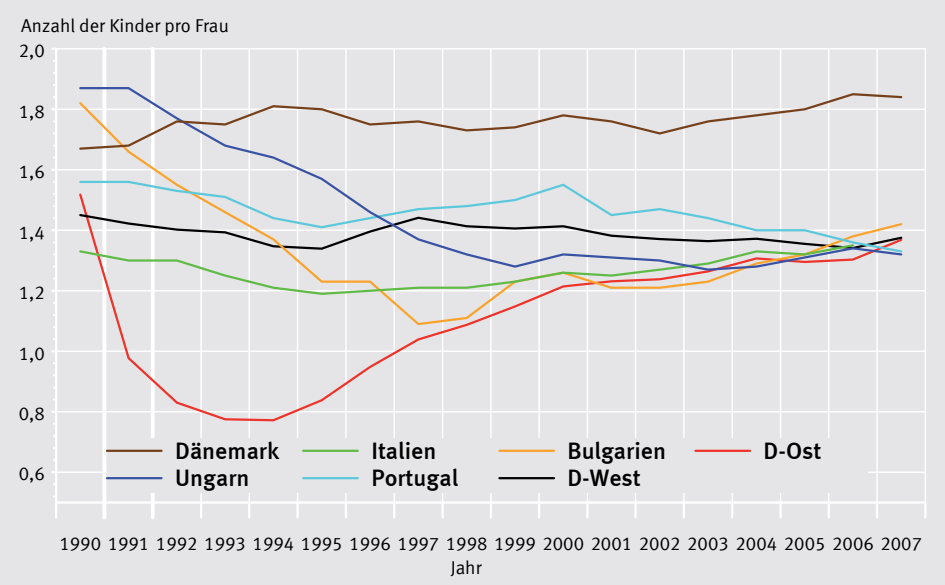
land, dem Vereinigten Königreich, Finnland, Norwegen und Schweden zu einem überwiegenden Teil aus nordeuropäischen Ländern, die durch die Niederlande und Frankreich ergänzt werden. Zeitweilige Ausnahmen bilden die Niederlande und Schweden, die in den 1990er Jahren TFR-Werte in einem Bereich von 1,5 bis 1,6 aufwiesen. Zu den Ländern mit einem konstant mittleren Niveau der zusammengefassten Geburtenziffern, die in einem Bereich von 1,5 – 1,79 liegen, zählt neben der Schweiz noch Luxemburg.

Zweitens: Länder mit einer konstant niedrigen Fertilität (<1,5). Neben den mitteleuropäischen Ländern Deutschland, hier insbesondere Westdeutschland, und Österreich gehören mit Ungarn, Polen, Rumänien und der Slowakei vier ehemals sozialistische Länder zu dieser Gruppe. Für Deutschland und Österreich ist dieses stabil niedrige Niveau bereits seit längerem kennzeichnend, während die ehemals sozialistischen Länder dieser Gruppe 1990 noch zusammengefasste Geburtenziffern in einem Bereich zwischen 1,8 und 2,1 aufwiesen. Wiederanstiegstrends zeichnen sich gegenwärtig nicht ab. Festzuhalten bleibt darüber hinaus, dass lowest-low-fertility-situations kaum noch anzutreffen sind. Eine TFR, die niedriger als 1,3 ist, findet sich nur noch in Moldawien und der Slowakei.

Drittens: Länder mit einem steigenden Geburtenniveau. Diese Länder sind in den europäischen Niedrig-Fertilitäts-Regionen Südeuropa (Griechenland, Spanien, Italien) sowie Mittel- und Osteuropa (Bulgarien, Tschechien, Estland, Lettland, Litauen und Slowenien) angesiedelt. Betrachtet man Deutschland getrennt, würde auch Ostdeutschland (TFR 2007: 1,36) zu dieser Ländergruppe gehören. Die Gemeinsamkeit dieser Gruppe ist, dass Geburtenrückgängen in den 1990er Jahren Wiederanstiege von einem sehr niedrigen Niveau ausgehend ab ca. 2000 folgten. Bei den osteuropäischen Ländern ist zu beachten, dass sich die Anstiege an die Geburtenkrisen anschlossen, die infolge der Systemtransformationen in den 1990er Jahren eingetreten sind. Im Durchschnitt sind Anstiege der zusammengefassten Geburtenziffer vom Bereich 1,1/1,2 auf 1,4 und knapp darüber zu verzeichnen. Lediglich Estland mit Werten von über 1,6 bildet eine Ausnahme.

Viertens: Länder, in denen die Werte der TFR weiter zurückgehen (Malta, Mazedonien, Portugal, Zypern, Liechtenstein). Mit Ausnahme Portugals und Liechtensteins setzten die Rückgänge auf einem sehr hohen Niveau von über 2,2 ein. Im Jahr 2007 sind die TFR's im Bereich von 1,33 bis 1,46 angesiedelt.

Abbildung 1: Zusammengefasste Geburtenziffern in ausgewählten europäischen Ländern, 1990 - 2007



Datenquelle: EUROSTAT, Grafische Darstellung: BiB

BiB

Zusammengefasste Erstheiratsziffern

Die Heiratshäufigkeit wird üblicherweise mit der zusammengefassten Erstheiratsziffer der Ledigen[2] (hier der Frauen) abgebildet. Wie bei den übrigen demografischen Prozessen ist auch das Niveau der Heiratsneigung von deutlichen Unterschieden geprägt. Das niedrigste Niveau im Jahr 2006 findet sich mit 0,40 in Slowenien, das höchste in Weißrussland mit 0,77. Die Länder mit den höchsten und niedrigsten Erstheiratsziffern sind (vergleiche Tabelle nächste Seite):

[2] Bei der Berechnung der Kennziffer wird die Zahl der eheschließenden Ledigen im Alter x auf die Zahl der gesamten Bevölkerung im gleichen Alter des jeweiligen Kalenderjahrs bezogen. Die Addition dieser altersspezifischen Erstheiratsziffern ergibt die zusammengefasste Erstheiratsziffer. Sie kann nicht als der Anteil der jemals Heiratenden interpretiert werden, da die ledigen Eheschließenden zur gesamten Bevölkerung (also auch die verheiratete, geschiedene und verwitwete Bevölkerung) in Bezug gesetzt werden.

Tabelle: Erstheiratsziffern europäischer Länder

Höchste Ziffern		Niedrigste Ziffern	
Weißrussland	0,77	Slowenien	0,40
Rumänien	0.75	Luxemburg	0,45
Dänemark	0,74	Norwegen	0,47
Litauen	0,68	Ungarn	0,47
Kroatien	0,67	Österreich	0,49

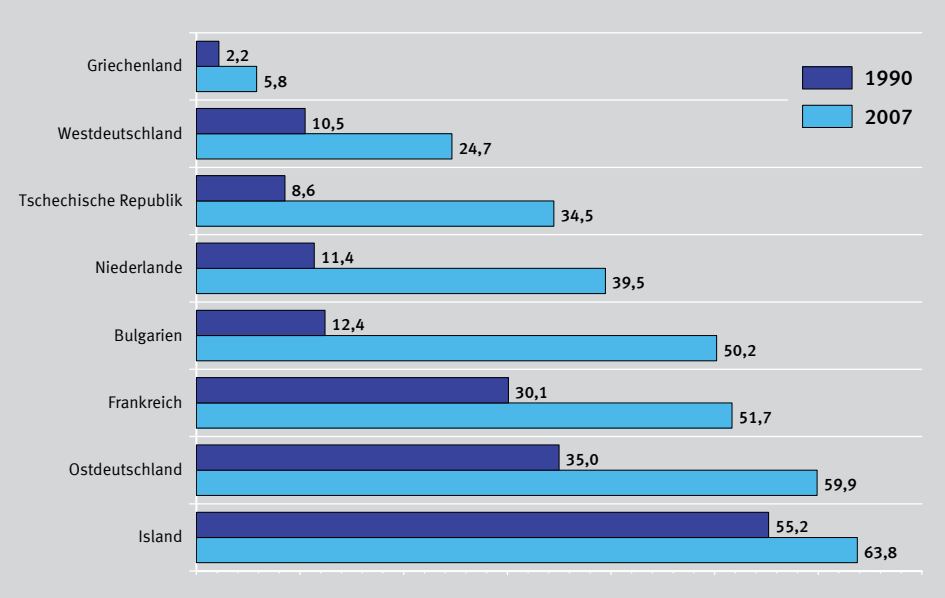
Regionale Muster der Heiratshäufigkeit sind kaum zu erkennen. In der Tendenz finden sich unter den Ländern mit den höchsten Erstheiratsziffern mehr osteuropäische Länder, wobei es mit Slowenien, Ungarn und noch weiteren Ländern eine Reihe von Ausnahmen gibt.

Unterschiedlich verlaufen sind auch die Trends, sowohl hinsichtlich der Richtung als auch der Größenordnung der Zu- und Abnahme. Eine Zunahme der Heiratshäufigkeit von 1990 zu 2006 gibt es ausschließlich in Nordeuropa, namentlich in Dänemark, Finnland, Island und Schweden. Nicht übersehen werden sollte, dass es in vielen der ehemals sozialistischen Länder etwa seit 2000 einen Wiederanstiegstrend gibt (Ausnahme: Tschechien). Allerdings ist das hohe Niveau der Heiratsneigung in diesen Ländern im Jahr 1990 durch die Anstiege nicht wieder erreicht worden. Trotz des Wiederanstiegs gehören die osteuropäischen Länder zu der Gruppe, in der im Vergleich zu 1990 die stärksten Rückgänge zu verzeichnen sind. In den west- und südeuropäischen Ländern sind zumeist moderate Rückgänge eingetreten (Beispiel Niederlande, 1990: 0,66, 2006: 0,52). Ausnahmen mit deutlichen Rückgängen finden sich in Portugal (1990: 0,88, 2006: 0,55) und Belgien (1990: 0,72, 2003: 0,46).

Anteile der nichtehelich Geborenen

Die Unterschiede bei den Anteilen der nichtehelich Lebendgeborenen in Europa waren im Jahr 1990 bereits deutlich und haben sich bis 2007 weiter vergrößert. Es besteht ein ansteigender Trend, im Jahr 2007 waren die Anteile in nahezu allen Ländern höher als 1990 (Ausnahme Dänemark: geringfügiger Rückgang). Die Spannweite der Nichtehelichenquoten im Jahr 2007 reicht von 63,8 % in Island bis zu 5,8 % in Griechenland. Daneben ist festzustellen, dass auch die Trends enorm unterschiedlich verlaufen sind. Beispielsweise ist die Nichtehelichenquote in Bulgarien von 12,4 auf 50,2 % gestiegen, in Dänemark war sogar ein geringer Rückgang von 46,6 auf 46,1 % zu verzeichnen und Griechenland kennzeichnet ein geringer Anstieg auf außerordentlich niedrigem Niveau von 2,2 auf 5,8 %. Die Abbildung 2 zeigt Länderbeispiele mit typischen Veränderungen zwischen 1990 und 2007.

Abbildung 2: Anteile der nichtehelich Lebendgeborenen in ausgewählten Ländern, 1990 und 2007 (%)



Datenquelle: EUROSTAT, Grafische Darstellung: BiB

BiB

Nachfolgend wird eine Ländergruppierung für den Zeitraum 1990 bis 2007 dargestellt, die aufgrund der unterschiedlichen Situationen sehr differenziert ausfällt, bei deren Entstehen sowohl das Ausgangsniveau als auch die Veränderungen beachtet wurden. Die verschiedenen Niveaus sind wie folgt definiert worden: sehr niedrig (0 bis 9,9 %), niedrig (10,0 bis 19,9 %), mittel (20,9 bis 29,9 %), hoch (30,0 bis 39,9 %) und sehr hoch (40 % und mehr). Danach ergeben sich 10 Ländergruppen:

1. Konstant sehr hohes Niveau: Norwegen, Frankreich, Dänemark, Ostdeutschland (seit 1991).
2. Anstieg von einem mittleren

auf ein sehr hohes Niveau: Estland, Slowenien, Finnland, Vereinigtes Königreich.
3. Anstieg von einem niedrigen auf in sehr hohes Niveau: Bulgarien, Georgien, Lettland.
4. Anstieg von einem mittleren auf ein hohes Niveau: Österreich.
5. Anstieg von einem niedrigen auf ein hohes Niveau: Niederlande, Belgien, Portugal, Ungarn, Deutschland.
6. Anstieg von einem sehr niedrigen auf ein hohes Niveau: Armenien, Tschechien.
7. Anstieg von einem niedrigen auf ein mittleres Niveau: Luxemburg, Russland, Moldawien, Ukraine, Westdeutschland.
8. Anstieg von einem sehr niedrigen auf ein mittleres Niveau: Litauen, Slowakei, Rumänien, Malta, Italien.
9. Anstieg von einem sehr niedrigen auf ein niedriges Niveau: Polen, Liechtenstein, San Marino, Schweiz, Mazedonien, Aserbaidschan, Kroatien.
10. Konstant sehr niedriges Niveau: Griechenland, Zypern.

Durchschnittliches Alter der Mütter bei der Geburt ihrer Kinder

Bei der Betrachtung der Durchschnittsalter sind die Angaben zum Erstgebäralter und zum Alter bei der Geburt aller Kinder zu unterscheiden:

Das **Durchschnittsalter bei der Erstgeburt** (bei eingeschränkter Verfügbarkeit der Daten vor allem für die 1990er Jahre) zeigt an, dass die Familienentwicklungsphase in Europa nach wie vor immer später beginnt. In jedem Land mit Datenverfügbarkeit ist das durchschnittliche Erstgebäralter 2005 höher als 2000. Im Jahr 2005 ist es in einem Bereich von 24,7 (Bulgarien) bis 29,8 Jahre (Vereinigtes Königreich) verteilt. Während in den vormals sozialistischen Ländern die ersten Kinder immer noch vergleichsweise früh zur Welt kommen, sind in West- und Südeuropa die Mütter bei der Geburt des ersten Kindes ca. 28 Jahre alt. Sehr hohe Werte finden sich im Vereinigten Königreich (29,8 Jahre), in der Schweiz (29,5 Jahre), in Spanien (29,3 Jahre) und in Deutschland (29,1 Jahre).

Die Verläufe der Anstiege unterscheiden sich ebenfalls erheblich. In Osteuropa steigt das Erstgebäralter weiter schnell an. In Nordeuropa (Dänemark, Finnland, Schweden, Norwegen) sowie in den Niederlanden und Spanien ist eine deutliche Verlangsamung eingetreten.

Die **Durchschnittsalter bei der Geburt aller Kinder** haben sich mit Ausnahme der Transitionsländer in Mittel- und Osteuropa stark dem 30. Lebensjahr angenähert oder dies bereits überschritten. Von den betrachteten 35 Ländern im Jahr 2006 übersteigen in 7 Ländern (Dänemark, Irland, Spanien, Niederlande, Schweden, Liechtenstein, Schweiz) die Durchschnittswerte das 30. Lebensjahr. Hinzu kommen 12 Länder, in denen die Frauen im Durchschnitt bei der Geburt ihrer Kinder zwischen 29 und 30 Jahre alt sind.

Auch die Betrachtung über alle Kinder offenbart, dass die Durchschnittsalter in der Mehrheit der europäischen Länder weiter steigen. Minimale Rückgänge oder Stagnationen finden sich in Spanien, Luxemburg und Island. Das Anstiegstempo hat sich aber im Gegensatz zum Erstgebäralter in mehreren Ländern seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre abgeschwächt. Dazu gehören mit Dänemark, Griechenland, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Finnland, Schweden und Norwegen Länder, für die ein hohes Geburtenniveau bzw. ein Anstiegstrend kennzeichnend ist.

Das Zusammenspiel von steigendem Erstgebäralter und verlangsamten Anstiegen des Durchschnittsalters bei der Geburt aller Kinder in Teilen Europas führt zu der Schlussfolgerung, dass eine Verkürzung der fertilen Lebensphase eingetreten ist. Dies kann verschiedene Ursachen haben, deren Auswirkungen aufgrund der Datenlage hier nicht geklärt werden kann. Erstens könnte eine Verkürzung der Geburtenabstände vorliegen. Zweitens ist ein Rückgang der Anteile bei den Geburten mit einer höheren Ordnungsfolge möglich oder drittens das Zusammenwirken beider Faktoren.

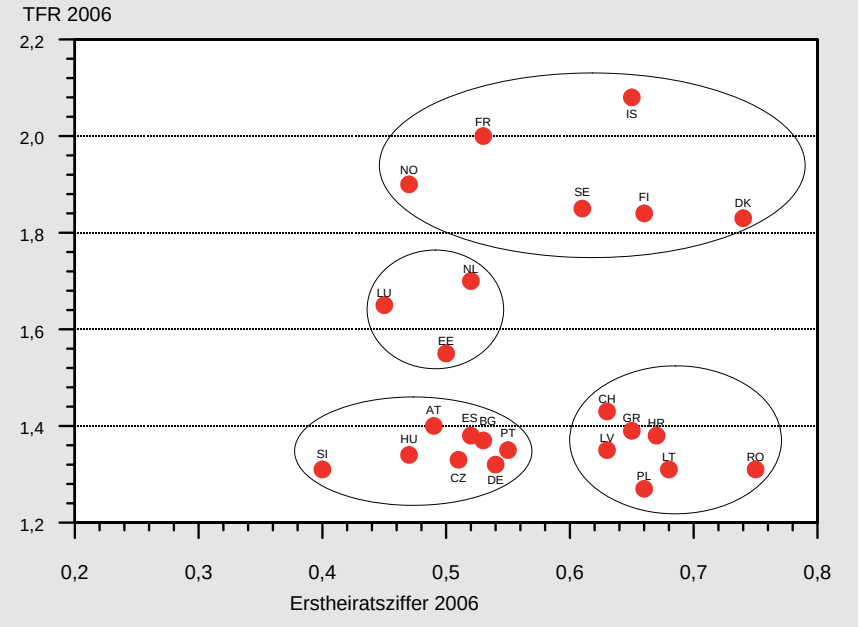
Zusammengefasste Geburtenziffern – differenzierte Betrachtungen

In den nachfolgenden Analysen wird die zusammengefasste Geburtenziffer in Abhängigkeit von der Erstheiratsneigung der Frauen, der Nichtehelichenquote und dem Erstgebäralter betrachtet, wobei die Länder mit einem Geburtenanstieg eine besondere Aufmerksamkeit erfahren.

Zusammengefasste Geburtenziffer und Erstheiratshäufigkeit

Der Zusammenhang zwischen zusammengefasster Geburtenziffer und Erstheiratsziffer ist nicht signifikant. Geburtenhäufigkeit und Heiratsneigung sind auf ganz unterschiedliche Weise verknüpft. Es lassen sich verschiedene typische Gruppen der Kombination beider Merkmale mit Hilfe einer Clusteranalyse auffinden (Abbildung 3). Auffällig ist, dass sich in den Clustern kaum regionale Muster finden. Die zu den jeweiligen Clustern gehörenden Länder sind deutlich

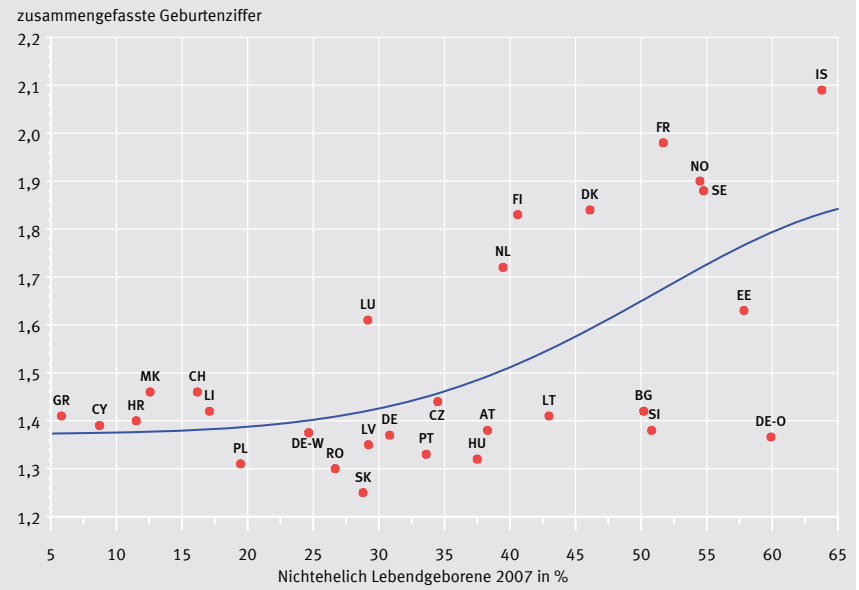
Abbildung 3: Zusammengefasste Geburtenziffern und Erstheiratsziffern der Frauen in Europa, 2006



Länderabkürzungen

AT – Österreich	EE – Estland	IT – Italien	PL – Polen
BE – Belgien	ES – Spanien	LI – Liechtenstein	PT – Portugal
BG – Bulgarien	FI – Finnland	LT – Litauen	RO – Rumänien
Cy – Zypern	FR – Frankreich	LU – Luxemburg	SE – Schweden
CZ – Tschechische Republik	GR – Griechenland	LV – Lettland	SI – Slowenien
DE – Deutschland	HR – Kroatien	MK – Mazedonien	SK – Slowakei
DE-O – Ostdeutschland	HU – Ungarn	MT – Malta	UK – Vereinigtes Königreich
DE-W – Westdeutschland	IE – Irland	NL – Niederlande	
DK – Dänemark	IS – Island	NO – Norwegen	

Abbildung 4: Zusammengefasste Geburtenziffern und Nichtehelichenquoten in Europa, 2007



Datenquelle: EUROSTAT, Grafische Darstellung: BiB

BiB

vermischt. Ein Ausnahme bildet das Cluster 4, in dem sich neben Frankreich vor allem nordische Länder finden. Folgende Cluster wurden ermittelt:

1. Länder mit einer niedrigen Erstheiratsziffer (<0,6) und einer niedrigen zusammengefassten Geburtenziffer (<1,5): Slowenien, Ungarn, Österreich, Tschechien, Spanien, Deutschland, Portugal, Bulgarien.
2. Länder mit einer höheren Erstheiratsziffer (>0,6) und einer niedrigen zusammengefassten Geburtenziffer (<1,5): Schweiz, Griechenland, Litauen, Polen, Rumänien, Lettland, Kroatien
3. Länder mit einer mittleren Erstheiratsziffer (0,4 – 0,6) und einer mittleren zusammengefassten Geburtenziffer (1,5 – 1,79): Luxemburg, Niederlande, Estland) und
4. Länder mit einer mittleren bis hohen Erstheiratsziffer (0,4 – 0,8) und einer hohen zusammengefassten Geburtenziffer (>= 1,8): Norwegen, Frankreich, Schweden, Island, Finnland, Dänemark.

Zusammengefasste Geburtenziffer und Nichtehelichenquote

Die verknüpfte Betrachtung zwischen zusammengefasster Geburtenziffer und Nichtehelichenquote verdeutlicht für Europa einen hochsignifikanten Zusammenhang zwischen beiden Situationen. Im Trend gilt: Je höher die Nichtehelichenquoten sind, desto höher sind auch die zusammengefassten Geburtenziffern. Der Zusammenhang lässt sich am treffendsten mit einer nicht-linearen Regressionskurve abbilden (Abbildung 4). Allerdings gibt es wie nahezu immer Länder, für die der so formulierte Zusammenhang nicht gilt.

Im Sektor mit niedrigen Anteilen (< 20 %) nichtehelicher Geburten und einer niedrigen Geburtenziffer (< 1,5) finden sich mit Griechenland, Zypern,

Abbildung 5: Zusammengefasste Geburtenziffer und durchschnittliches Gebäralter in Europa, 2006

Datenquelle: EUROSTAT, Grafische Darstellung: BiB

BiB

Kroatien, Mazedonien, der Schweiz, Liechtenstein und Polen 7 Länder. Der Fall niedrige Nichtehelichenquote und hohe Geburtenziffer kommt nicht vor. Bei der größten Ländergruppe (Rumänien, Slowakei, Litauen, Portugal, Ungarn, Deutschland und auch Westdeutschland, Österreich, Lettland und Tschechien) ist die zusammengefasste Geburtenziffer ebenfalls kleiner als 1,5, die Nichtehelichenquoten befinden sich auf einem mittleren Niveau zwischen 25 und 45 %. Für die Länder mit einer Geburtenziffer von 1,5 und höher (Niederlande, Finnland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Frankreich und Island) gilt der formulierte Zusammenhang eindeutig. Island kennzeichnen mit einer zusammengefassten Geburtenziffer von 2,09 und einer Nichtehelichenquote von 63,8 % die jeweils höchsten Werte. Lediglich Bulgarien, Slowenien und Ostdeutschland (zweithöchste Nichtehelichenquote) fallen mit der Kombination sehr hohe Nichtehelichenquote und niedriges Niveau der Geburtenziffer aus dem Trend. Gleiches gilt für Estland, wo die dritthöchste Nichtehelichenquote nur mit einem mittleren Niveau der zusammengefassten Geburtenziffer verknüpft ist.

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass ein hohes Geburtenniveau erst dann eintritt, wenn zumindest zum Zeitpunkt der Geburt eine Entkoppelung von Ehe und Geburt der Kinder nicht als problematisch angesehen wird. Es ist aber nicht generell so, dass eine hohe Nichtehelichenquote auch zu einer hohen Geburtenziffer führt.

Zusammengefasste Geburtenziffer und Gebäralter

Der Zusammenhang zwischen dem steigenden Gebäralter und der zusammengefassten Geburtenziffer hat in jüngster Vergangenheit im Rahmen der Diskussion zu den Tempo-Quantum-Effekten in den Fertilitätstrends eine erhöhte Aufmerksamkeit erfahren. Tatsache ist, dass die TFR das Geburtenniveau dann unterschätzt, wenn das durchschnittliche Gebäralter ansteigt. Endet dieser Anstieg oder schwächt er sich ab, ist auch ein Anstieg der TFR zu erwarten. Daher werden häufig angepasste zusammengefasste Geburtenziffern berechnet, was sich für Deutschland als Problem darstellt, da die zur Berechnung erforderlichen Paritätsverteilungen der Lebendgeborenen gegenwärtig nur für die jeweils bestehende Ehe vorliegen. Ergebnisse für andere Länder zeigen, dass die herkömmliche TFR das tatsächliche Geburtenniveau zumindest über einige Jahre beträchtlich unterschätzen kann.

Abbildung 5 zeigt, dass in Europa auch zwischen der Geburtenziffer und dem durchschnittlichem Gebäralter ein Trendzusammenhang besteht. Das Geburtenniveau ist nur in den Ländern hoch (>= 1,8), in denen das durchschnittliche Gebäralter höher als 29 Jahre ist. Das gilt aber nur für eine Ländergruppe, die neben Frankreich wiederum aus den nordischen Ländern gebildet wird. Es zeigt sich, dass das Fertilitätsmuster ‚späte Geburt und hohe TFR' möglich ist. Daneben kann eine zweite große Gruppe identifiziert werden, in denen ein spätes Gebäralter nicht mit einer hohen TFR kombiniert ist. Die zusammengefasste Geburtenziffer liegt in einem Bereich zwischen den Werten 1,4 und 1,49. Dies bedeutet, dass ein spätes Gebäralter mit einer hohen Fertilität verknüpft sein kann, aber nicht muss. Daneben lassen sich zwei weitere Gruppen ausmachen, in denen die zusammengefasste Geburtenziffer kleiner als 1,4 ist und in den das durchschnittliche Gebäralter ein mittleres (27 – 29 Jahre) bzw. niedriges Niveau (<27 Jahre) aufweist. In den letzten beiden Gruppen sind allerdings mehrheitlich ehemals sozialistische Länder vertreten, die sich noch auf dem Weg aus der Fertilitätskrise befinden können und in denen die frühe Geburt der Kinder langjährige Tradition war. Es ist zu erwarten, dass diese Ländergruppierungen zukünftig so nicht mehr aufgefunden werden. Die Kombination niedriges Ge-

bäralter und hohe Fertilität kommt statistisch in Europa nicht vor. Neben den eindeutig klassifizierbaren Ländern gibt es auch in der hier betrachteten Merkmalskombination Länder, die nicht zu den beschriebenen Gruppen gehören. Dazu zählen Estland (mittleres Gebäralter und Fertilitätsniveau) sowie Luxemburg und die Niederlande (mittleres Gebäralter und hohes Fertilitätsniveau).

Die enge Verkoppelung der Trends von zusammengefasster Geburtenziffer und Gebäralter verlangen nach einer differenzierteren, länderspezifischen Analyse, die im vorgegebenen Rahmen allerdings nur beispielhaft erfolgen kann. In der Abbildung 6 wurde dazu für den Zeitraum 1990 bis 2006 die Zeitachse in die Abbildung gelegt, um zu veranschaulichen, wie die Entwicklungen beider Prozesse im Zusammenhang verlaufen sind. Als Beispielländer sind solche mit typischen Fertilitätssituationen und Trends ausgewählt worden. Dazu zählen:

1. mit Schweden und Norwegen zwei nordische Länder mit einem hohen Geburtenniveau, das in Norwegen konstant hoch war und in Schweden stärkeren Schwankungen unterlag,
2. zwei südeuropäische Länder (Spanien, Portugal) mit einem niedrigen Geburtenniveau, wobei in Spanien ein Wiederanstiegstrend besteht und in Portugal die TFR weiter sinkt,
3. zwei osteuropäische Länder (Tschechien, Ungarn), deren Fertiltätsniveau in den 1990er Jahren stark gesunken ist, das in Tschechien einem Wiederanstiegstrend erfuhr und in Ungarn auf niedrigem Niveau verblieben ist und
4. zwei westeuropäische Länder mit Österreich und den Niederlanden, von denen Österreich durch ein konstant niedriges Niveau und die Niederlande durch ein mittleres Niveau bei einem leichten Anstieg gekennzeichnet sind.

Die Entwicklungspfade beider Prozesse in den betrachteten Ländern zwischen 1990 und 2006 zeigen trotz der Unterschiede in der Fertilitätssituation überraschende Ähnlichkeiten. Die Trends können in zwei Phasen unterteilt werden. Hauptsächlich in den 1990er Jahren ist das durchschnittliche Gebäralter bei einem Rückgang der zusammengefassten Geburtenziffern angestiegen. Etwa um die Jahrtausendwende, bei einigen Ländern früher bzw. später, setzte eine neue Entwicklung ein. Das durchschnittliche Gebäralter ist weiter angestiegen, parallel dazu hörte der Fertilitätsrückgang auf oder es kam mehrheitlich sogar zu einem Wiederanstieg. Die Verläufe spielen sich allerdings auf unterschiedlichen Niveaus ab.

Neben den Ähnlichkeiten fallen Länderbesonderheiten auf:

- Die Verläufe in Schweden, Norwegen und Spanien ähneln sich stark und entsprechen am ehesten dem allgemeinen Muster. In Spanien und Norwegen scheint der Anstieg des Gebäralters auszuklingen, wodurch der Wiederanstieg der TFR begünstigt wurde. In Schweden setzt sich der Anstieg beider Prozesse fort, dort könnte die Entwicklung allerdings zufällig und mit der sozialpolitisch begünstigten „roller-coaster-fertility“ verknüpft sein. In Spanien kann der Wiederanstieg der Geburtenziffer nicht nur mit dem Ausklingen des Gebäralteranstiegs in Verbindung gebracht werden. Auch hier sind bevölkerungspolitische Effekte möglich, deren zeitlich begrenzte Wirkungen bekannt sind.
- In Tschechien und Ungarn sind die Verläufe in den 1990er Jahren durch starke Fertilitätsrückgänge und einen einsetzenden Anstieg des Gebäralters geprägt. Der Fall der TFR stoppte um das Jahr 2000, der Anstieg des Gebäralters ging weiter. In Tschechien ist ein Fertilitätsanstieg erkennbar, der in Ungarn nur angedeutet ist.

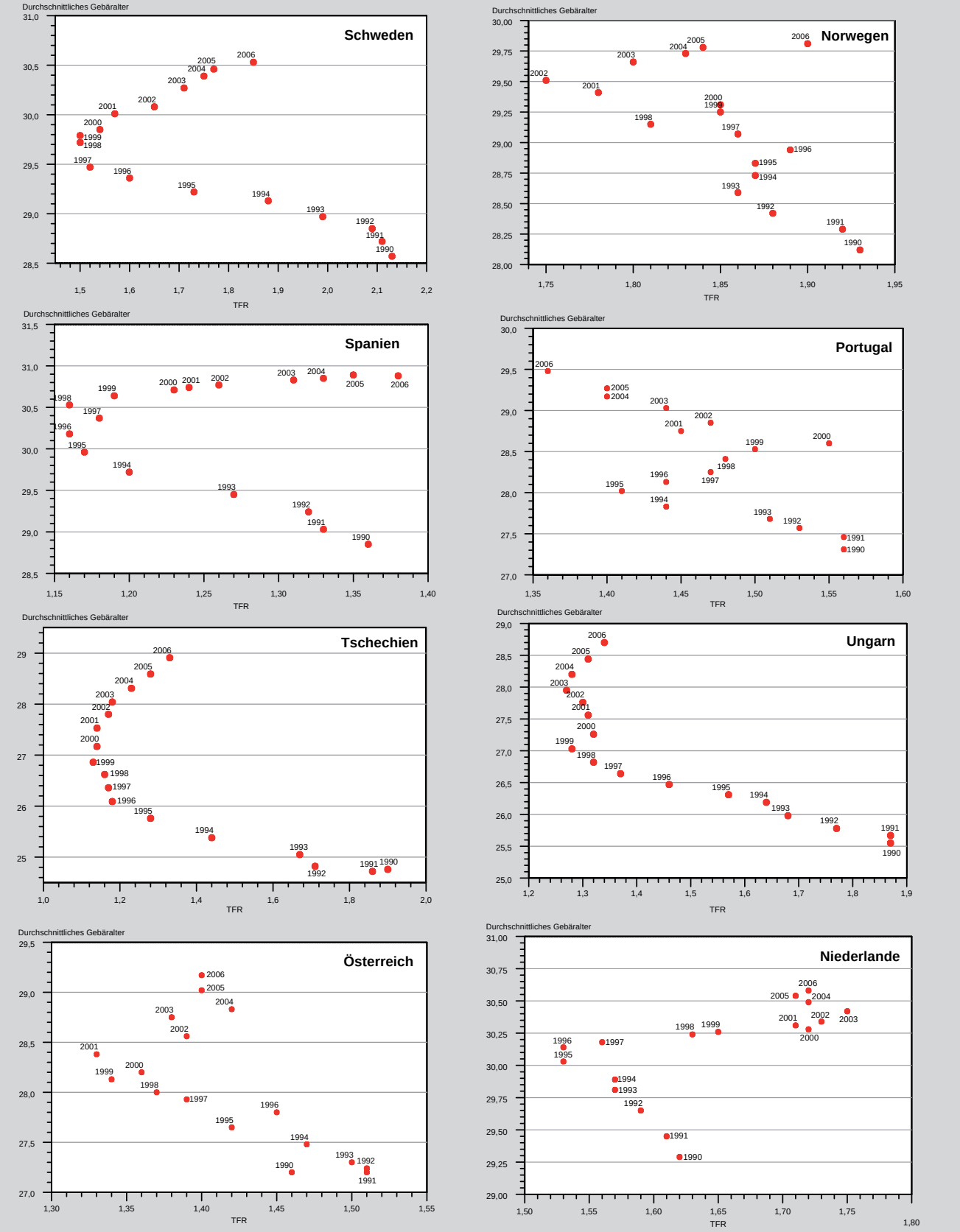
Für Österreich und die Niederlande gilt zunächst auch die Kombination von sinkender Fertilität und ansteigendem Gebäralter. In Österreich bleibt der Wiederanstieg begrenzt und bricht ab 2002 wieder ab. Das Gebäralter steigt weiter. In den Niederlanden setzt der Geburtenanstieg bereits sehr früh ein. In der Zeit zwischen 1997 und 2000 bleibt das Gebäralter nahezu konstant, während die TFR weiter steigt. 2001 beginnt das Gebäralter wieder leicht zu steigen und der Fertilitätsanstieg kommt zum Stillstand. Auch hier dürften vom Trend des Gebäralters Effekte auf die TFR ausgegangen sein.

- Die Situation in Portugal entspricht am wenigsten dem allgemeinen Verlauf. Das Gebäralter steigt kontinuierlich über den gesamten Beobachtungszeitraum. Die TFR ändert zweimal ihren Trend, sinkt zunächst bis 1995, steigt dann bis 2000 an, um bis 2006 wieder zurückzugehen. Portugal ist eines der wenigen Länder, in denen nach 2000 ein Fertilitätsrückgang zu verzeichnen ist.

Resüme

Die Fertilitätsmuster in Europa sind nach wie vor enorm unterschiedlich. Das betrifft nicht nur das gegenwärtige Niveau, sondern auch die Trends in der Vergangenheit. Deutlich sind auch die Unterschiede, wenn die zusammengefasste Geburtenziffer im Zusammenhang mit der Erstheiratsziffer,

Abbildung 6: Pfade des Verlaufs der zusammengefassten Geburtenziffer und des durchschnittlichen Gebäralters in ausgewählten europäischen Ländern, 1990 - 2006



der Nichtehelichenquote oder dem durchschnittlichen Gebäralter analysiert wird. Die Fertilitätstrends der jüngsten Vergangenheit zeigen eine leichte Verbesserung der Situation an, auch wenn sich das grundlegende Problem der Niedrig-Fertiltät-Region Europa dadurch nicht gelöst hat. Es gibt nur noch wenige Länder, deren TFR unter 1,3 (lowest-low-fertility) liegt. Die Mehrheit der Länder hat eine Geburtenziffer von 1,3 bis 1,5. Auch hier stellt sich die Situation nicht so drastisch dar, wie es auf den ersten Blick aussieht. In nahezu allen Ländern steigt das Gebäralter weiterhin an, allerdings ist in einigen Ländern ein Abschwächen des Anstiegstempos erkennbar. Da das Gebäralter aber weiterhin ansteigt, wird das tatsächliche Geburtenniveau durch die TFR auch weiterhin unterschätzt, was bei der Bewertung der Situation zu beachten ist.

Die wichtigste Erkenntnis der Betrachtungen dürfte sein, dass es in einigen Ländern zu einem Wiederanstieg der Geburtenhäufigkeit gekommen ist. Das betrifft die Niedrig-Fertilitäts-Regionen in Süd- und Osteuropa, es gibt aber auch eine Reihe von Ländern, in denen das Geburtenniveau unverändert geblieben ist. Damit haben in Europa neue Ausdifferenzierungsprozesse begonnen. Allerdings ist noch zur Vorsicht bei der Bewertung zu raten. Die Nachhaltigkeit von Fertilitätsveränderungen kann mit einem gewissen zeitlichen Abstand letztlich erst dann überprüft werden, wenn die Daten nach Geburtsjahrgängen vorliegen.

Ein eindeutiges regionales Muster lässt sich nur hinsichtlich der nordischen Länder, zu denen in aller Regel noch Frankreich hinzukommt, erkennen. In Nordeuropa finden sich die höchsten zusammengefassten Geburtenziffern, die Entkoppelung von Ehe und Geburt der Kinder ist am weitesten fortgeschritten und die Frauen sind, wenn sie ihre Kinder zur Welt bringen, durchschnittlich älter als im übrigen Europa.

Auffällig ist die Verknüpfung zwischen den hohen Nichtehelichenquoten und dem höheren Niveau der zusammengefassten Geburtenziffer. Regressionsanalysen zeigen einen hochsignifikanten statistischen Zusammenhang. Die Entkoppelung von Ehe und Kinderhaben ist ein Merkmal der Deinstitutionalisierung der Institution Ehe/Familie. Angenommen wird häufig als Ursache, dass die soziale Institution mit den sie stützenden vielfältigen Regelungen als Hindernis für die Verwirklichung individueller Lebensentwürfe gesehen wird. Orientieren soziale Institutionen in einem starken Maß das Verhalten, tragen sie zu einer Verfestigung traditioneller Muster, insbesondere der Geschlechterrollen bei. Erfolgt dies abgeschwächt, angezeigt in den hohen Nichtehelichenquoten, eröffnen sich Chancen auf ein höheres Geburtenniveau.

In Deutschland ist die Situation nach wie vor zweigeteilt. Während in den neuen Bundesländern ein allmählicher Wiederanstieg der Geburtenziffern zu beobachten ist und die Nichtehelichenquote ein sehr hohes Niveau erreicht hat, finden sich im früheren Bundesgebiet ein konstantes Niveau der TFR und eine deutliche niedrigere Nichtehelichenquote bei einem allmählichen Anstiegstrend. Diese erheblichen Unterschiede waren Anlass, im nachfolgenden Beitrag die Fertilitätsmuster in beiden Regionen Deutschlands einer gesonderten Betrachtung anhand der Daten des Mikrozensus 2008 zu unterziehen.

Jürgen Dorbritz

Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008

In den nachfolgenden Analysen wird die Zahl der geborenen Kinder nach Frauengeburtsjahrgängen mit dem Lebensformenkonzept des Mikrozensus verknüpft und differenziert nach Bildungsabschlüssen analysiert. Ergebnis ist, dass in West- und Ostdeutschland noch immer unterschiedliche Muster der Familienbildung existieren. In Westdeutschland ist ein starker Anstieg der Kinderlosigkeit zu verzeichnen, während in Ostdeutschland eine Dominanz der Ein-Kind-Familie entstanden ist. Differenziert nach Lebensformen und dem Familienstand zeigt sich, dass die meisten Kinder nach wie vor mit ihren verheirateten Eltern zusammenleben. Diese Situation ist im Westen stärker als im Osten ausgeprägt. Die unterschiedlichen Bildungsstufen verstärken die Differenzierungseffekte der Lebensformen. Die höchsten durchschnittlichen Kinderzahlen sind bei verheirateten Frauen mit niedriger Bildung, die niedrigsten bei alleinlebenden Frauen mit hoher Bildung anzutreffen.

Im Mikrozensus des Jahres 2008 ist an Frauen die Frage nach der Zahl der geborenen Kinder gerichtet worden. An Stelle von Schätzungen verfügt Deutschland erstmalig seit langem über gesicherte Daten zur Paritätsverteilung der Lebendgeborenen und insbesondere zur Kinderlosigkeit. Damit ist ein Datensatz gegeben, der differenzierte Forschung zum generativen Verhalten ermöglicht. Der vorgelegte Beitrag versteht sich als Auftakt zu einer Reihe, in der spezifische Forschungsergebnisse zum generativen Verhalten präsentiert werden.

Bisherige Forschungen zur Kinderlosigkeit kamen zu dem Ergebnis, dass insbesondere in Westdeutschland ein außerordentlich hohes Niveau vorherrscht. Dieses Ergebnis konnte ebenso wie andere bestätigt werden, auch wenn in den Details bisherige Ergebnisse, deren Richtigkeit bereits seit längerem angezweifelt wurde, widerlegt wurden. Das betrifft namentlich die Kinderlosigkeit unter den Akademikerinnen. Die anhand der Frage nach der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder in der Altersgruppe 35 – 39 Jahre geschätzte Kinderlosigkeit hat sich als zu hoch erwiesen, da aufgrund des längeren Ausbildungsweges Akademikerinnen relativ spät auch noch erste Kinder bekommen.

Tabelle 1: Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung von Frauen der Geburtsjahrgänge 1933 bis 1973 in West- und Ostdeutschland (in % /durchschnittliche Kinderzahl)

Geburtsjahrgänge (Alter)	Anteil der Kinderzahl in %					
	0	1	2	3	4+	Durchschnittliche Kinderzahl
Westdeutschland						
1969-1973 (35-39)	27,9	24,1	34,1	10,6	3,3	1,37
1964-1968 (40-44)	24,0	22,5	36,2	12,6	4,6	1,51
1959-1963 (45-49)	20,6	22,2	38,9	13,0	5,4	1,61
1954-1958 (50-54)	18,5	23,4	38,1	14,5	5,5	1,65
1949-1953 (55-59)	15,9	25,9	38,8	13,6	5,9	1,68
1944-1948 (60-64)	13,5	25,6	39,4	14,4	7,1	1,76
1939-1943 (65-69)	12,0	22,9	38,5	17,1	9,6	1,90
1933-1938 (70-75)	11,5	20,8	34,9	18,9	13,9	2,04
Ostdeutschland						
1969-1973 (35-39)	16,3	38,0	36,1	7,5	2,1	1,41
1964-1968 (40-44)	11,8	36,0	40,0	9,2	3,0	1,56
1959-1963 (45-49)	7,9	30,3	46,5	11,3	4,0	1,74
1954-1958 (50-54)	7,4	26,9	49,9	11,3	4,6	1,79
1949-1953 (55-59)	7,2	27,2	49,9	11,8	3,9	1,78
1944-1948 (60-64)	7,3	29,4	43,3	14,8	5,2	1,81
1939-1943 (65-69)	7,8	28,7	39,0	15,9	8,7	1,89
1933-1938 (70-75)	8,8	25,9	34,5	17,3	13,5	2,01

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008, eigene Berechnung

Insgesamt gesehen zwingen die Daten nicht zu einer grundsätzlichen Neueinschätzung hinsichtlich des generativen Verhaltens in Deutschland. Erreicht wird, dass bisherige Ergebnisse gesicherter sind und in spezifischen Fragestellungen tiefer gehende Einsichten ermöglicht werden.
Die Analysen sind auf folgende Schwerpunkte gerichtet:

Die Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen West- und Ostdeutschland

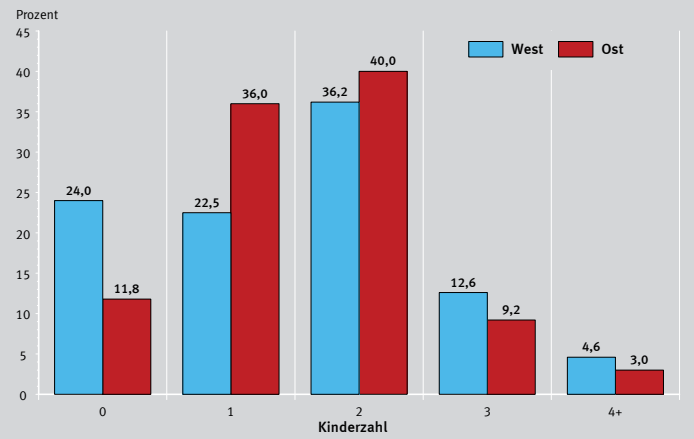
In beiden Regionen Deutschlands hat sich von den Frauenjahrgängen 1933 bis 1938 zu den Jahrgängen 1969 bis 1973 ein erheblicher Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahlen vollzogen. Im früheren Bundesgebiet war ein Rückgang von 2,04 auf 1,37 (neue Länder: von 2,01 auf 1,41) zu verzeichnen (Tabelle 1).

Die Ähnlichkeiten bei den durchschnittlichen Kinderzahlen basieren allerdings auf sehr unterschiedlichen Fertilitätsmustern in beiden Regionen Deutschlands, die sich aufgrund der unterschiedlichen Bedingungen der Familienbildung in der Vergangenheit herausgebildet hatten. Die Paritätsverteilung in den Geburtsjahrgängen 1933 – 1938 war noch sehr ähnlich. Die Kinderlosigkeit war niedrig, es dominierte die Zwei-Kind-Familie und nahezu ein Drittel aller Frauen hatte drei oder mehr Kinder. Allerdings ist festzustellen, dass die Kinderlosigkeit im Westen und der Anteil der Frauen mit einem Kind im Osten bereits höhere Werte aufweisen, die bei den jüngeren Jahrgängen zu den entscheidenden Differenzierungskriterien werden.

In beiden Regionen ist der Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahlen zunächst durch die rückläufigen Anteile dritter und vierter Kinder eingeleitet worden. Vier-Kind-Familien bilden heute in den Geburtsjahrgängen 1969 – 1973 mit 3,3 bzw. 2,1 % die Ausnahme. Auch die Anteile der Familien mit drei Kindern sind deutlich auf 10,6 (West) bzw. 7,5 % (Ost) gesunken. Unterschiedliche Trends haben sich dagegen bei der Kinderlosigkeit sowie den Ein-Kind-Familien eingestellt. Die Kinderlosigkeit ist im Westen zunächst langsam, dann beschleunigt angestiegen und erreicht in den Jahrgängen 1969 – 1973 (im Jahr 2008 35 bis 39 Jahre alt) einen Wert von 27,9 %. Relativierungen sind hier durch späte Geburten noch möglich, eine grundsätzliche Änderung der Situation ist allerdings nicht mehr zu erwarten. In Ostdeutschland ist die Kinderlosigkeit zunächst konstant geblieben. Die Jahrgänge 1959 bis 1963 werden nur zu 7,9 % kinderlos bleiben. Danach setzt bei den jüngeren Kohorten ebenfalls ein Anstieg ein. Der Wert von 16,3 % in den Frauengeburtsjahrgängen 1969 bis 1973 unterschreitet den Wert der westdeutschen Vergleichsgruppe aber immer noch deutlich. Im Gegensatz dazu ist ein starker Anstieg bei den Frauen mit nur einem Kind zu beobachten, von 25,9 % (Jahrgänge: 1933 bis 1938) auf 38,0 % (Jahrgänge 1969 – 1973). Da diese Jahrgäng zum Zeitpunkt der Befragung erst 35 bis 39 Jahre alt waren, können durch späte Geburten noch Veränderungen in der Paritätsverteilung eintreten. Das Entstehen einer grundsätzlich neuen Fertilitätssituation ist allerdings nicht zu erwarten.

Es finden sich also zwei abweichende Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland, die in der Abbildung 1 nochmals am Beispiel der Geburtsjahrgänge 1964 bis 1968 verdeutlicht werden. Einer hohen Kinderlosigkeit im Westen steht die Dominanz der Ein-Kind-Familie im Osten gegenüber. Beide Muster des generativen Verhaltens haben ein Resultat: ein niedriges Geburtenniveau. Als bemerkenswert zu erwähnen ist an dieser Stelle noch die Tatsache, dass sich die durchschnittlichen Kinderzahlen in West und Ost in den Jahrgängen 1964 bis 1973 kaum noch unterscheiden. Das bedeutet, dass die ostdeutschen Jahrgänge, die ihr gebärfähiges Alter zu einem erheblichen Teil in der Zeit der Geburtenkrise in den neuen Bundesländern nach 1990 durchlebt haben, dies durch spätere Geburten ausgeglichen haben.

Abbildung 1: Frauen nach der Kinderzahl in West- und Ostdeutschland, Geburtsjahrgänge 1964 – 1968 (in %)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008, Graphische Darstellung: BiB BiB

Kinderzahlen nach Lebensformen

Die bislang ermittelten durchschnittlichen Kinderzahlen und die Paritätsverteilung werden jetzt in der zusätzlichen Differenzierung nach Lebensformen unterschieden, wobei

Tabelle 2: Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung von Frauen der Geburtsjahrgänge 1964 bis 1968 in West- und Ostdeutschland nach Lebensformen (in % / durchschnittliche Kinderzahl)

Lebensform	Anteil der Kinderzahl in %				
	0	1	2	3+	Durchschnittliche Kinderzahl
Früheres Bundesgebiet (ohne Berlin)					
Verheiratet	11,4	21,6	45,4	21,6	1,82
Nichteheliche LG	47,2	25,0	19,3	8,5	0,91
Alleinlebend	47,8	24,4	18,8	9,0	0,91
Davon: Ledig	78,0	16,1	4,0	2,0	0,30
Davon: Nicht Ledig	14,0	33,7	35,6	16,8	1,59
Zusammen	23,8	22,6	36,3	17,2	1,50
Neue Bundesländer (ohne Berlin)					
Verheiratet	5,2	36,1	46,0	12,7	1,69
Nichteheliche LG	13,7	45,1	41,2	–	1,27
Alleinlebend	25,9	34,5	27,6	12,1	1,28
Davon: Ledig	54,0	34,0	12,0	–	0,58
Davon: Nicht Ledig	–	–	–	–	–
Zusammen	11,4	36,7	40,8	11,1	1,54

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008, eigene Berechnung

zwischen verheirateten Frauen, Frauen in nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Alleinlebenden, differenziert nach dem Familienstand unterschieden wird. In die Analyse einbezogen sind nur die Frauen der Geburtsjahrgänge 1964 – 1968 (40 bis 44 Jahre alt), die ihre fertile Lebensphase weitgehend beendet haben.

Der erste Blick auf die durchschnittlichen Kinderzahlen in Tabelle 2 zeigt: Der Zusammenhang von Elternschaft und Ehe ist in Deutschland erhalten geblieben, ist in Westdeutschland aber deutlich stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland. Verheiratete Frauen im Westen haben im Durchschnitt 1,82 Kinder, im Osten sind es 1,69. Die ähnlichen endgültigen Kinderzahlen insgesamt werden über die höheren Kinderzahlen der nichtehelichen Lebensformen im Osten bzw. die niedrigeren im Westen erreicht. Zum Zeitpunkt der Mikrozensusbefragung 2008 hatten im Westen alleinlebende bzw. in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (NLG) lebende Frauen jeweils 0,91 Kinder im Durchschnitt. Im Osten sind es 1,28 (Alleinlebende) und 1,27 (NLG). Werden die Alleinlebenden familienstandsspezifisch betrachtet, dann werden die differenzierenden Wirkungen des Familienstands im Lebensverlauf auf die Kinderzahl sichtbar. Wer zum Zeitpunkt der Mikrozensusbefragung allein lebte, aber schon einmal verheiratet war (verheiratet, getrennt lebend, geschieden, verwitwet) ist seltener kinderlos und hat im Durchschnitt mehr Kinder zur Welt gebracht als diejenigen, die alleinlebend und ledig sind. Diese Gruppe hat mit durchschnittlich 0,3 (Westen) bzw. 0,58 Kinder (Osten) die wenigsten Kinder.

Auch in der Paritätsverteilung zeigen sich einige Besonderheiten. Größere Familien mit 3 und mehr Kindern sind bei den Verheirateten in Westdeutschland mit 21,6 % keine Seltenheit (Tabelle 2). Bei den Unverheirateten kehrt sich das Bild allerdings um. Bei den Alleinlebenden und den Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft beträgt der Anteil Kinderloser 47,8 bzw. 47,2 %. In Ostdeutschland finden sich demgegenüber bei den Verheirateten extrem niedrige Werte der Kinderlosigkeit (5,2 %). Höher als bei den Verheirateten, aber deutlich niedriger als bei den westdeutschen Vergleichsgruppen ist die Kinderlosigkeit bei den Nichtverheirateten (Alleinlebende: 25,9 %, nichteheliche Lebensgemeinschaften: 13,7 %). Extremwerte finden sich bei den ledigen Alleinlebenden. Die Kinderlosigkeit beträgt in dieser Gruppe 78,0 % (Westen) und 54,0 % (Osten).

Letztlich zeigen uns die Daten eine stärkere Entkoppelung von Ehe und Elternschaft für die neuen Bundesländer an, was auch in den Anteilen der nichtehelich Lebendgeborenen von etwa 60 % sichtbar wird. Die Erklärung dieser Situation fällt den Demografen bislang schwer. Unklar ist, ob man es mit einem historisch gewachsenen Fertilitätsmuster zu tun hat oder die Elternschaftsvorstellungen der DDR nachwirken. Mögliche Erklärungen werden in der Distanz gegenüber den gewandelten sozialen Institutionen (der Beitritt der DDR bedeutete aus soziologischer Sicht den Austausch aller sozialen Institutionen) und der größeren ökonomischen Selbstständigkeit der Frauen gesehen, in Kombination mit besseren Möglichkeiten der Kinderbetreuung und damit der größeren Unabhängigkeit bei der Entscheidung für die Geburt eines Kindes. Ein weiterer Forschungsbedarf ist dringend gegeben. Das BiB wird sich diesem Gegenstand

Tabelle 3: Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung von Frauen der Geburtsjahrgänge 1964 bis 1968 in Deutschland nach Lebensformen und Bildungsabschluss (in % / durchschnittliche Kinderzahl)

Lebensform / Bildungsstand	Anteil nach Kinderzahl in %				
	0	1	2	3+	Durchschnittliche Kinderzahl
Niedriger Bildungsstand[1)]					
Verheiratet	7,4	16,5	35,7	40,4	2,17
Nichteheliche LG	25,8	29,0	22,6	22,6	1,46
Alleinlebend	33,9	22,3	22,3	21,5	1,36
Zusammen	16,3	19,1	30,9	33,7	1,89
Mittlerer Bildungsstand[2)]					
Verheiratet	10,6	24,7	47,3	17,4	1,75
Nichteheliche LG	40,2	28,3	23,9	7,6	1,00
Alleinlebend	41,4	28,8	21,2	8,6	0,99
Zusammen	21,1	26,1	38,5	14,3	1,49
Hoher Bildungsstand[3)]					
Verheiratet	12,5	25,5	45,9	16,1	1,69
Nichteheliche LG	46,9	31,3	21,9	–	0,75
Alleinlebend	56,8	23,3	16,0	3,9	0,68
Zusammen	28,5	25,4	35,1	11,1	1,31

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008, eigene Berechnung

[1)] Niedrige Bildung: Z.B. ein Haupt-/ Realschulabschluss, Polytechnische Oberschule und ohne beruflichen Abschluss bzw. ohne Bildungsabschluss.
[2)] Mittlere Bildung: Z.B. ein berufsqualifizierender Abschluss und/oder das Abitur bzw. die Fachhochschulreife.
[3)] Hohe Bildung: Z.B. ein akademischer Abschluss oder ein Meister-/Techniker- bzw. Fachschulabschluss.

zukünftig in seiner Forschung zu familienbezogenen Leitbildern widmen.

Kinderzahlen nach dem Bildungsstand

Zwischen Kinderzahl und Bildungsstand konnte nur für das frühere Bundesgebiet ein Zusammenhang aufgefunden werden. Es gilt: Je höher der allgemeine Schulbildungsabschluss, desto niedriger ist die durchschnittliche Zahl der geborenen Kinder. Frauen mit Fach- und Hochschulreife hatten im Durchschnitt 1,31 Kinder. Bei Frauen ohne Abschluss sind es 2,06 (Haupt- oder Volksschulabschluss: 1,66, Realschulabschluss: 1,48). Auch an dieser Stelle sind extreme Unterschiede in der Paritätsverteilung zu beobachten. Frauen ohne allgemeinen Schulabschluss in Westdeutschland haben zu 45,5 % 3 Kinder oder mehr. Dagegen bleiben die Frauen mit einer Fach- oder Hochschulreife zu 30,9 % überdimensioniert kinderlos. Dieser Wert relativiert allerdings frühere Schätzergebnisse, wo Kinderlosenanteile von bis zu 40 % vermutet worden sind.

Kinderzahlen nach Bildungsstand und Lebensformen

Das Zusammenspiel von Bildungsstand und Lebensformen potenziert die sozialstrukturellen Differenzierungen in den Mustern der Paritätsverteilungen und den durchschnittlichen Kinderzahlen (Tabelle 3). Dargestellt sind die Ergebnisse für Deutschland. Zwei Extreme veranschaulichen die Situation: Verheiratete Frauen mit einem niedrigen Bildungsstand haben durchschnittlich 2,17 Kinder zur Welt gebracht. Sie sind nur zu 7,4 % kinderlos, haben zu 40,4 % 3 und mehr Kinder. Den Gegenpol bilden alleinlebende Frauen mit einem hohen Bildungsstand. In dieser Gruppe beträgt die durchschnittliche Kinderzahl 0,68 und die Kinderlosigkeit erreicht einen Wert von 56,8 %. Diese Situation entsteht durch sich gegenseitig verstärkende Effekte der Zusammenhänge von Verheiratetsein und Kinderhaben und von Bildungsstand und Kinderhaben. Generell haben verheiratete Frauen die meisten Kinder. Dies gilt auch für diejenigen mit einem hohen Bildungsstand, die mit durchschnittlich 1,69 Kindern nach den Verheirateten mit mittlerer Bildung (1,75) und niedriger Bildung (2,17) die dritthöchste Kinderzahl realisiert haben. In dieser Gruppe ist auch im Vergleich zu den übrigen Frauen mit einem hohen Bildungsstand die Kinderlosigkeit mit 12,5 % sehr niedrig. Neben dem positiven Effekt zeigt sich daneben im Hinblick auf Unverheiratetsein und Bildung ein Negativeffekt. Mit steigender Bildung nimmt gerade bei den Unverheirateten die Kinderlosigkeit enorm zu. Sie beträgt ca. 40 % bei den Frauen mit mittlerer Bildung und steigt bei denen mit einem hohen Bildungsstand auf 46,9 bzw. 56,8 %. Alleinlebende Frauen mit niedrigem Bildungsstand sind dagegen zu 33,9 % kinderlos (nichteheliche Lebensgemeinschaft: 25,8 %).

Diskussion der Ergebnisse

Die erste wichtige Feststellung dieses Beitrags ist, dass nach wie vor in West- und Ostdeutschland unterschiedliche

Fertilitätsmuster vorherrschen. Im Osten ist eine niedrige Kinderlosigkeit mit einem hohen Anteil an Ein-Kind-Familien kombiniert. Den Westen hingegen prägen eine hohe Kinderlosigkeit und etwas höhere Anteile von Familien mit drei und mehr Kindern.

Dieser Unterschied trifft auch auf die jüngeren Geburtsjahrgänge zu, die ihre Familienentwicklungsphase in der Zeit nach 1990 durchlebt haben. Als Beispiel sei der Geburtsjahrgang 1973 genannt, der im Verlauf des Jahres 1990 17 Jahre alt geworden ist. Trotzdem existieren deutliche Unterschiede im Verhaltensmuster. Zu vermuten ist die Übernahme der elterlichen Orientierungen hinsichtlich des generativen Verhaltens, mit denen die Wichtigkeit des Kinderhabens erhalten geblieben ist, die Umsetzung dieser Orientierung erfolgte aber mehrheitlich mit der Geburt nur eines Kindes.

Die West-Ost-Unterschiede sind auch aus der Sicht des Wandels der Institution der Ehe und Familie, den Prozessen der Institutionalisierung bzw. Deinstitutionalisierung von Interesse. Letztlich hat man es mit Deinstitutionalisierungsprozessen unterschiedlichen Charakters zu tun. Die Situation im Osten kann mit dem Begriff des deinstitutionalisierten Familialismus bezeichnet werden. Es besteht eine Entkopplung von Ehe und Kinderhaben und ein Bedeutungszuwachs nichtehelicher Lebensformen für das generative Verhalten. Der Familialismus wird deutlich in niedriger Kinderlosigkeit, die Deinstitutionalisierung im Bedeutungsrückgang der Ehe als Basis für das Zusammenleben mit Kindern. Für den Westen scheint die Bezeichnung familialisierte Institutionalisierung treffend, wobei auch hier eine Deinstitutionalisierung zu verzeichnen ist. Es besteht eine enge Verknüpfung von Ehe und Kinderhaben. Der Familialismus zeigt sich am Fortbestehen des Sinnzusammenhangs ‚wenn Kinder, dann Ehe'. Gleichzeitig ist eine Distanz zur Ehe zu konstatieren, die sich in der vermehrten Wahl nichtehelicher und dann häufig kinderloser Lebensformen zeigt (Deinstitutionalisierung).

Die zweite wichtige Feststellung bezieht sich auf den differenzierenden Einfluss des Bildungsstands auf die durchschnittliche Kinderzahl und die Paritätsverteilung. Je höher der Bildungsabschluss, desto geringer ist die Kinderzahl und desto höher die Kinderlosigkeit. Dieser Zusammenhang ist im Westen stärker ausgeprägt als im Osten. In der Kombination von Bildungsstand und Lebensform entstehen sich gegenseitig verstärkende Effekte. Die höchsten durchschnittlichen Kinderzahlen sind bei den Verheirateten mit einem niedrigen Bildungsstand anzutreffen. Verheiratete mit niedrigem Bildungsstand und Unverheiratete (insbesondere Ledige) mit einem hohen Bildungsstand weisen extrem abweichende Fertilitätsmuster auf.

Abschließend ist auf einen erweiterten Forschungsbedarf hinzuweisen. Die Analysen haben gezeigt, dass allein in der Untergliederung nach Partnersituation und Bildungsstand die sozialstrukturellen Differenzierungen stärker ausgeprägt waren als erwartet. Es scheint zunehmend wichtiger zu werden, differentielle Analysen der Fertilität vorzunehmen. Das trifft auch auf die Erklärung der besonderen Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland zu.

Deutschland verliert - Frankreich gewinnt: Ein vergleichender Blick in die demografische Zukunft beider Länder bis 2050

(Stephan Sievert / Reiner Klingholz: Ungleiche Nachbarn. Discussion Paper 2. Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung. Berlin 2009; Statistisches Bundesamt: Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. Koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Wiesbaden 2009)

In Deutschland wird sich der Bevölkerungsrückgang bis zur Mitte des Jahrhunderts weiter beschleunigen, während in Frankreich die Bevölkerungszahlen weiter wachsen werden. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung, wobei die Prognosen für Deutschland durch die Resultate der aktuellen 12. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes vom November 2009 noch unterstrichen werden. Dabei haben trotz gegenläufiger Entwicklung beide Länder eine demografische Gemeinsamkeit: die Alterung schreitet in beiden Ländern weiter voran.

Am Ende des Jahres 2008 hatte Deutschland circa 82 Millionen Einwohner und Frankreich über 62 Millionen. Nach den aktuellen Bevölkerungsvorausberechnungen des Statistischen Bundesamtes wird die deutsche Bevölkerung in der mittleren Variante bis 2060 bei 65 Millionen liegen, während

in Frankreich nach den mittleren Prognosen des französischen Statistikamtes INSEE die Bevölkerung dann auf fast 70 Millionen angewachsen sein wird. Ein Hauptgrund für diese unterschiedliche Entwicklung liegt in den kontinuierlich höheren Geburtenziffern in Frankreich im Vergleich zu Deutschland. Dabei geht die 12. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung in drei Annahmen für Deutschland bis 2060 von einer zusammengefassten Geburtenziffer (TFR) zwischen (je nach Annahme) 1,2 bis 1,6 Kindern je Frau aus – also Zahlen, die weit unter dem Reproduktionsniveau von 2,1 Kindern liegen. In Frankreich ist die Entwicklung gegenläufig: Hier orientiert sich die mittlere Variante an einer TFR von 1,9 Kindern bis zur Mitte des Jahrhunderts. Der Hauptgrund für den Bevölkerungsrückgang in Deutschland ist den Analysen zufolge ein stetig wachsendes Geburtendefizit, also die Differenz zwischen Geborenen und Gestorbenen. Die Zahl der Geburten geht weiter zurück und aufgrund des wachsenden Anteils älterer Menschen steigt die Zahl der Gestorbenen. Nach den Modellrechnungen wird das Geburtendefizit von 162.000 im Jahr 2008 nach der mittleren Variante auf 550.000 bis 580.000 im Jahr 2050 kontinuierlich ansteigen und auch durch die Nettozuwanderung nicht kompensiert werden. Erst nach 2054 wird die Zahl der Sterbefälle etwas sinken und das Geburtendefizit leicht zurückgehen, so dass im Jahr 2060 voraussichtlich etwa 527.000 bis 553.000 mehr Menschen sterben, als Kinder geboren werden. In Frankreich dagegen führen die im Vergleich höhere Geburtenziffer sowie der niedrigere Anteil älterer Menschen dazu, dass die Zahl der Geburten die der Gestorbenen übersteigt, so dass sich für Frankreich das mit Abstand höchste natürliche Bevölkerungswachstum in der EU ergibt.

Eine demografische Gemeinsamkeit weisen aber beide Länder auf: der Anteil der Älteren an der Bevölkerung wird künftig weiter ansteigen. So werden nach den Modellrechnungen in Deutschland bereits bis zum Jahr 2020 insbesondere die Altersgruppen der 50- bis 65-Jährigen (+24 %) und der 80-Jährigen und Älteren (+48 %) wachsen und im Jahr 2060 wird nach der mittleren Variante jeder Dritte (34 %) mindestens 65 Lebensjahre durchlebt haben. Es werden dann doppelt so viele 70-Jährige leben, wie Kinder geboren werden. Darüber hinaus sinkt die Zahl der unter 20-Jährigen von heute circa 16 Millionen auf etwa 10 Millionen ab, so dass sie noch einen Anteil von 16% an der Bevölkerung haben werden.

Auch Frankreich altert: So werden nach den Berechnungen (mittlere Variante) aus gegenwärtig 10,2 Millionen über 64-Jähriger im Jahr 2050 18,3 Millionen werden und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung steigt somit von 16,5 auf 26,2 %, was allerdings unter dem für Deutschland prognostizierten Anteil liegt. Und auch in diesem Land sinkt die Gruppe der unter 20-Jährigen ab – von heute 24,7 auf dann 21,9 %. Frankreich bleibt somit eine vergleichsweise „junge“ Nation, in der wie in Deutschland der Anteil der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter bis auf 51,9 % absinkt, was den deutschen Verhältnissen entspricht (51,7 %).

Der Anteil dieser Gruppe variiert dabei je nach der Höhe der Zuwanderung: Falls jährlich nach der mittleren Annahme im Saldo 200.000 Personen nach Deutschland zuwandern, werden 2060 27 % weniger Personen im erwerbsfähigen Alter sein im Vergleich zu 2008, bei einem Saldo von 100.000 Zuwanderern würde der Anteil um 34 % gegenüber 2008 zurückgehen. Frankreich ist hier aufgrund seines Geburtenüberschusses weit weniger auf Zuwanderung angewiesen als Deutschland, zumal hier der Wanderungsüberschuss sich in den letzten 10 Jahren im Gegensatz zu Deutschland auf einen vergleichsweise hohen Niveau gehalten hat.

Bernhard Gückel, BiB

Informationen im Internet

- www.destatis.de
- www.berlin-institut.org
- www.ined.fr

Aktuelles

„Berufsbedingte Mobilität ist kein neues Phänomen“. Der Direktor des BiB, Prof. Norbert F. Schneider, im Interview mit SWR 4

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Berufswelt, insbesondere was die berufsbedingte Mobilität angeht, rapide verändert. Dabei ist Mobilität entgegen landläufiger Annahmen gar kein neues Phänomen, wie der Direktor des BiB und Mobilitätsexperte, Prof. Norbert F. Schneider in einem Interview des Südwestrundfunks am 30. November 2009 betonte.

Berufsbedingte Mobilität hat es schon immer gegeben. War Mobilität im Beruf zu früheren Zeiten oftmals beschränkt auf die Führungsebene, so sind nun zunehmend auch Menschen betroffen, die auf unteren Ebenen arbeiten. Dabei wird Mobilität in der Arbeitswelt positiv bewertet, während die negativen Folgen für den Einzelnen bisher kaum Beachtung fanden.

Die Auswirkungen dieser Entwicklung für die Betroffenen sind jedoch beträchtlich, vor allem in gesundheitlicher Hinsicht, wie Prof. Schneider erläuterte. So kann es bei Fernpendlern mit fixen Arbeitszeiten bei Zugverspätungen unter Zeitdruck zu extremen Stressspitzen kommen. „Wissenschaftliche Studien zeigen, dass diese Stressbelastung höher liegt als bei Kampfpiloten im Einsatz“, so Prof. Schneider. Wie viel Stress die Einzelnen dabei empfinden, hängt im Wesentlichen davon ab, wie viel Kontrolle die Menschen über das Mobilitätsgeschehen haben. Die entscheidende Frage ist, ob man aus eigenem Willen mobil ist oder ob man sich zur Mobilität gezwungen fühlt. Dabei spielt die Wahl des Verkehrsmittels eine untergeordnete Rolle. Die gesundheitlichen Folgen der Mobilität wirken sich bei den Menschen unterschiedlich aus: „Stress erzeugt oft psychosomatische Störungen. So beobachten wir bei Fernpendlern Symptome wie Schlafbeschwerden sowie Kopf- und Rückenschmerzen.“ Insgesamt ist das subjektive Wohlbefinden bei den Betroffenen stark beeinträchtigt. Und auch die Auswirkungen auf das soziale Leben der Berufspendler sind nicht zu unterschätzen: „Wer mobil ist, hat weniger Zeit für die Familie, das Vereinsleben, für die Pflege von Freundschaftsnetzen und so weiter.“ Ständig mobil zu sein ist also anstrengend – für den Einzelnen aber auch für seine Umwelt.

Bernhard Gückel, BiB

Zahlen – Daten – Fakten zum demografischen Wandel online: Ausbau des Internetangebots des BiB

Der demografische Wandel hat sich zu einem Megathema für alle gesellschaftlichen Bereiche entwickelt und der Wunsch nach gesicherten wissenschaftlichen Informationen nimmt in der Öffentlichkeit immer weiter zu. Das BiB trägt dieser Entwicklung Rechnung und bietet auf seiner Homepage den Nutzern und Nutzerinnen die Gelegenheit, sich ein umfassendes Bild von der Dynamik der Entwicklung zu machen.

Dieses Angebot wird derzeit ausgebaut, insbesondere der Bereich „Daten und Befunde“ wird schrittweise inhaltlich erweitert. Begonnen wurde mit der Rubrik „Bevölkerungsbilanz und Altersstruktur“, der die Themen „Eheschließungen“ und „Ehescheidungen“ folgen. Bereitgestellt werden aktuelle demografische Informationen und lange historische Zeitreihen wie zum Beispiel zur Entwicklung der Bevölkerungszahlen in Deutschland, die regelmäßig aktualisiert werden. Abbildungen, Karten und Tabellen, die auch von den Nutzern heruntergeladen werden können, sowie Definitionen demografischer Kennziffern machen Trends der Bevölkerungsentwicklung deutlich.

Bernhard Gückel, BiB

Von BiB-Mitarbeiter/innen

Norbert F. Schneider/Heiko Rüger/Eva Münster: Berufsbedingte räumliche Mobilität in Deutschland. In: Arbeitsmedizin-Sozialmedizin-Umweltmedizin. 44. Jg. Nr. 07/2009. Gentner-Verlag 2009

Der Beitrag untersucht für Erwerbstätige in Deutschland die Zusammenhänge zwischen berufsbedingter räumlicher Mobilität, dem Familienleben sowie dem allgemeinen Gesundheitszustand und dem Wohlbefinden.

Erkenntnisse zur Komplexität dieser Zusammenhänge sind notwendig, um effektive Präventionsmaßnahmen entwickeln zu können. Es zeigt sich, dass insbesondere bei Fernpendlern ein deutlich erhöhtes Risiko gegenüber der Referenzkategorie der Erwerbstätigen ohne Mobilitätsanforderungen besteht, was die Belastungsindikatoren „allgemeiner Gesundheitszustand", „generelles Stresserleben" und „Vorliegen einer depressiven Verstimmung" angeht. Allerdings führt berufsbedingte räumliche Mobilität nicht per se zu psychischen und körperlichen Belastungen. So fallen die vorhandenen Belastungen bei Fernpendlern deutlich geringer aus als vermutet. Ein wichtiges Differenzierungskriterium ist hier die konkrete Form der Mobilität.

Ein Zusammenhang zwischen Mobilität und Familienentwicklung zeigt sich deutlich bei den Frauen, nicht jedoch bei den Männern. So sind beruflich mobile Frauen deutlich häufiger kinderlos, verglichen mit ihren nicht mobilen erwerbstätigen Geschlechtsgenossinen. Entgegen landläufiger Annahmen sind Frauen nicht weniger mobilitätsbereit als Männer. Allerdings erweist sich für sie die Vereinbarkeit zwischen einer mobilen Lebensform und Elternschaft als ungleich schwerer.

Bernhard Gückel, BiB

Vorträge

Perspektiven einer „Gesellschaft im Wandel": Informationsveranstaltung des BiB und des Statistischen Bundesamtes zur demografischen Entwicklung

Wie bereits im vergangenen Jahr informierte das BiB in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt Bedienstete der Bundesministerien am 19. November 2009 in Berlin bei einem Workshop über demografische Trends in Deutschland und Europa. Im Mittelpunkt stand diesmal in drei Themenblöcken (Differentielle Analysen zur Bevölkerungsentwicklung, Familie, Lebensformen und Haushalte, Konsequenzen der demografischen Entwicklung für den Arbeitsmarkt) die „Gesellschaft im Wandel" – und zwar in mehrfacher Hinsicht. So betrachtete der Direktor des BiB, **Prof. Norbert F. Schneider**, die Mobilität der Erwerbstätigen sowie deren individuelle und gesellschaftliche Folgen.

Jürgen Dorbritz beleuchtete vor dem Hintergrund des Mikrozensus 2008 neue Erkenntnisse zu Kinderzahlen und Lebensformen in Deutschland und **Ralf Mai** hatte vor allem die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands auf regionaler Ebene im Blick.

Frank Micheel berichtete darüber, welche Rahmenbedingungen derzeit eine Weiterbeschäftigung im Rentenalter begünstigen und welche diese verhindern.

Demographentreffen D-A-CH 2009 in Bad Reichenhall

Traditionsgemäß fand im November 2009 das 14. Deutsch-Österreichisch-Schweizerische Demographentreffen (D-A-CH), organisiert durch das BiB, statt. Bei der Tagung vom 04. bis 05.11.2009 in Bad Reichenhall präsentierten vier Wissenschaftler/innen des BiB Ergebnisse ihrer Arbeit: So referierte **Jürgen Dorbritz** Ergebnisse des Mikrozensus 2008 des Statistischen Bundesamtes zum Thema „Fertilitätsmuster in Deutschland", insbesondere die durchschnittliche Kinderzahl im Lichte ausgewählter demografischer Merkmale wie unter anderem der Lebensform, dem Bildungsabschluss oder im Ost-West-Vergleich.

20 Jahre nach dem Fall der Mauer untersuchte **Evelyn Grünheid** in ihrem Beitrag, wie sich die demografischen Entwicklungen in West- und Ostdeutschland vollzogen haben. Dabei interessierte sie besonders, wo es auf demografischem Gebiet Annäherungen gegeben hat und wo noch

Unterschiede zwischen West und Ost zu erkennen sind.

Mit der berufsbedingten räumlichen Mobilität und der damit verbundenen Vielfalt und Verbreitung mobiler Lebensformen befasste sich **Silvia Ruppenthal** in ihrem Vortrag. **Kerstin Ruckdeschel** analysierte den Zusammenhang zwischen Geschlechterrollen und Fertilität in Deutschland und Frankreich.

Vorträge von BiB-Mitarbeiter/innen

Der Direktor des BiB, **Prof. Norbert F. Schneider**, hat am 03. November 2009 einen Vortrag zum Thema „Familie und Elternschaft in der Moderne“ bei der Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungs- und Familienberatung Rheinland-Pfalz in Mainz gehalten. Die „wesentlichen Tendenzen des demografischen Wandels in Deutschland und ihre politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen“ waren das Thema seines Beitrags am 04. November 2009 auf der 117. Sitzung des Arbeitskreises I „Staatsrecht und Verwaltung“ der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder in Bremerhaven. Im Rahmen der Diskussionsreihe „Das Leben im 21. Jahrhundert“ der Cronstett- und Hynspergischen evangelischen Stiftung in Frankfurt am Main beschäftigte sich Prof. Schneider am 10. November 2009 mit dem Thema Elternschaft in der heutigen Zeit. Zum gleichen Thema referierte er am 20. November 2009 im BMI in Berlin.

Über die Auswirkungen berufsbedingter Mobilität auf das Familienleben in Europa berichtete Prof. Schneider am 08. Dezember 2009 beim Demographic Research Insitute in Budapest und am 09. Dezember im Instituts für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Mit Daten, Tendenzen und Prognosen zur „Entwicklung der Weltbevölkerung“ hat sich **Frank Swiaczny** in seinem Vortrag an der Universität Bonn innerhalb der Vortragsreihe „Natur-Kultur-Evolution“ am 05. November 2009 beschäftigt.

Wie sich weibliche und männliche Lebensverläufe und ihre Einstellungen bezüglich der Geschlechterrollen verändern hat **Kerstin Ruckdeschel** auf dem 3. Hearing des Forschungszentrums Demografischer Wandel (FZDW) zum Thema „Geschlechterverhältnis im demografischen Wandel“ am 07. November 2009 in Frankfurt dargestellt.

Wer will kinderlos bleiben und warum? Auf der Basis der Daten des GGS 2005 referierte sie am 07. Dezember 2009 zudem zum Thema „Family Planning in Germany – desire for children or desired childlessness“ auf der Tagung „Challenges in Family and Fertility Development in Russia and Germany“ in Berlin. Veranstaltet wurde die Konferenz vom Max Planck Insitute for Demographic Research in Rostock und vom Institute of Demography, State University – Higher School of Economics, Moskau.

Bernhard Gückel, BiB

Veranstaltungen

DGD-Jahrestagung vom 03. bis 05. März 2010 in Rostock zum Thema: „Sozioökonomische Unterschiede in der Fertilität und der Mortalität – Beobachten wir zunehmende Ungleichheiten?“

Die Deutsche Gesellschaft für Demographie (DGD) veranstaltet in Zusammenarbeit mit der „Italian Association for Population Studies“ vom 03. bis 05. März 2010 ihre Jahrestagung in Rostock. Im Mittelpunkt der Veranstaltung steht die Frage, wie sozioökonomische Faktoren familiale Verhaltensweisen bestimmen und wie sich deren Einfluss über die Zeit verändert hat.

Dabei gibt es zwar in der Familienforschung eine Vielzahl von Studien, die die Bedeutung der Bildung und der Erwerbstätigkeit der Frau für das Geburten-, Heirats- und Trennungsverhalten hervorheben, jedoch nur wenige Befunde, die sich mit den sozioökonomischen Determinanten befassen. Dies gilt auch für den Bereich der Mortalitätsforschung.Schwerpunkte der Tagung werden daher unter anderem folgende Sessions sein:

- Sozioökonomische Unterschiede im Gesundheitsverhalten und in der Sterblichkeit
- Fertilität und Familie in Italien und Deutschland
- Ökonomische Rahmenbedingungen und Geburtenentwicklung
- Determinanten der Geburtenentwicklung in Deutschland
- Fertilität von Migranten
- Determinanten der Familienerweiterung
- Partnerschaftsverlauf und Elternschaft
- Regionale Variationen und Kohortenunterschiede im Partnerschaftsverlauf

Veranstaltungsort:
Max-Planck-Institut für demografische Forschung
Konrad-Zuse-Straße 1
18057 Rostock

Einladung zum BiB-Workshop „Lebensformen in Krisenzeiten“ am 18. und 19.03.2010 in Wiesbaden

In Zeiten, in denen sich individuelle und gesellschaftliche Krisen zu häufen scheinen, stellt sich die Frage, wie sich solche Krisen auf die Wahl von Familien- und anderen Lebensformen sowie auf die Gestaltung des Prozesses der Familienentwicklung auswirken.

Für eine wissenschaftliche Diskussion zu dieser Thematik lädt das BiB am 18. und 19. März 2010 einen Workshop mit dem Thema „Lebensformen in Krisenzeiten“. Im Rahmen des zweitägigen Workshops werden verschiedene Aspekte zur Ausgangsfragestellung aufgegriffen. Im Rahmen des vorläufigen Tagungsprogramms werden folgende Themenblöcke behandelt:

Donnerstag, den 18.03.2010

- 14 – 15 Uhr Einführung
- 15 – 17 Uhr Prekäre Lebenslagen in Partnerschaft und Familie
- 17 – 19 Uhr Auswirkungen „individueller Krisen“ auf die Lebensform

Freitag, den 19.03.2010

- 09 – 11 Uhr Der „Konflikt“ Erwerbstätigkeit vs. Lebensform
- 11 – 13 Uhr Betrachtung von Lebensformen auf der regionalen Ebene

Das endgültige Tagungsprogramm mit der genauen Angabe der Referentinnen und Referenten nebst ihrer Vortragsthemen, der Tagungsstätte und Anmeldeformular ist ab dem 01.02.2010 in dem Internetauftritt des BiB unter www.bib-demografie.de verfügbar. Um eine frühzeitige Anmeldung zu dem Workshop wird in dem Anmeldezeitraum vom 01.02.2010 bis zum 28.02.2010 auf Grund begrenzter Platzkapazitäten gebeten. Eine Teilnahmegebühr zu dem Workshop wird nicht erhoben.

Weitere Informationen
www.bib-demografie.de

Personalien

Zwei neue Wissenschaftlerinnen im BiB

Das BiB erhält weiterhin Zuwachs: Seit dem 01. Januar 2010 arbeitet Frau **Tanja Banavas** als wissenschaftliche Mitarbeiterin im BiB. Sie hat Psychologie studiert und wird im Institut aus psychologischer Perspektive Erkenntnisse über den Zeitpunkt der Entstehung des Kinderwunsches, die individuellen Lebensumstände, die quantitative Ausprägung und die Motive für seine Erfüllung erforschen.

Frau **Katharina Becker** hat ebenfalls am 01. Januar im BiB die Arbeit aufgenommen. Sie arbeitet als Doktorandin im Forschungsprojekt „Kinderwünsche bei Männern und ihre Erfüllung.“ Nach einer Ausbildung zur Verlagskauffrau studierte sie Soziologie und Kulturanthropologie an der Universität Mainz. Ihre Aufgabe im BiB wird darin bestehen, die Ursachen und Hintergründe des selteneren und geringeren Kinderwunsches bei Männern im Vergleich zu Frauen zu erforschen. Darüber hinaus wird sie den Arbeitsbereich „Räumliche Mobilität, Migration, ausländische Bevölkerung” verstärken.

Bernhard Gückel, BiB

Buch im Blickpunkt

Karl Lenz/Frank Nestmann (Herausgeber): Handbuch persönliche Beziehungen. Juventa-Verlag Weinheim/München 2009

Persönliche Beziehungen prägen das Leben des Menschen von der Wiege bis zum Tod. Sie sind die Grundlage menschlicher Sozialität und sozialer Integration und prägen das Leben. Darüber hinaus nehmen sie verschiedene Formen an, sie sind vielgestaltig und verändern sich im Lebenslauf in ihren maßgeblichen Inhalten, Strukturen, Qualitäten und Funktionen. Gleichzeitig entstehen neben „klassischen" Beziehungsformen wie der Ehe oder den nichtehelichen Lebensgemeinschaften neue Formen des Zusammenlebens wie zum Beispiel Distanzbeziehungen.

Da es lange Zeit keinen soziologischen beziehungsweise sozialpsychologischen Grundbegriff der sozialen Beziehungen gab, erfolgten die Forschungsarbeiten zu Beziehungsformen nebeneinander und vielfach ohne Bezüge aufeinander. Bis heute liegt im deutschsprachigen Raum keine Publikation vor, in der die unterschiedlichen Perspektiven und Zugänge zum Thema überblickend und zusammenfassend dargestellt und zur Diskussion gestellt werden. Das Handbuch möchte diese Lücke schließen, wobei darauf verzichtet wird, die Autoren und Autorinnen auf einen einheitlichen Begriff persönlicher Beziehungen festzulegen. Die Spannbreite reicht vielmehr von Paarbeziehungen über verschiedene familiale und außerfamiliale Beziehungsformen bis hin zu engen „professionellen" Beziehungskonstellationen. Die Herausgeber möchten hiermit einen möglichst umfassenden Überblick über den Forschungsstand im jeweiligen Beziehungskontext zu ermöglichen. Dabei gibt das Handbuch zunächst einen Einblick in theoretische Zugänge und interdisziplinäre Forschungsfelder. Teil Zwei beschäftigt sich dann mit Zweier- und Paarbeziehungen, die oftmals als prototypisch für persönliche Beziehungen gelten. Das Thema Familienorientierte Beziehungsforschung steht im Mittelpunkt des dritten Teils, wobei der Blick zunächst auf Eltern-Kind-Beziehungen im Kinder- und Jugendalter aber auch im Erwachsenenalter gerichtet wird. Zu den wenig erforschten Felder zählen persönliche Beziehungen außerhalb der Familie, die im vierten Teil thematisiert werden. Im fünften Teil rückt die lebensaltersbezogene Perspektive auf persönliche Beziehungen in den Fokus.

Mit den professionellen Rollen in persönlichen Beziehungen befasst sich Teil sechs. Hier werden etwa Arzt-Patient-Beziehungen oder auch die Lehrer-Schüler-Beziehung untersucht.

Im Teil sieben geht es um die vielfältigen Veränderungen persönlicher Beziehungen in Zeiten der Entgrenzung, vor allem durch das Eindringen von Medien in persönliche Beziehungen und die Zunahme von Migration und Mobilität und deren Auswirkungen auf die Paarbildung. Im Teil acht wird ein Blick auf persönliche Beziehungen geworfen, die unter besonderen Belastungen stehen, wie etwa Trennungen oder Suchtproblemen. Teil neun schließt mit der Thematik der „dunklen Seite" von Beziehungen direkt daran an. Hierzu zählen zum Beispiel Gewalt oder sexueller Missbrauch in Beziehungen.

Mit den Möglichkeiten und Grenzen der Prävention und Intervention in persönlichen Beziehungen befasst sich das letzte Kapitel: Beziehungen, die nicht mehr gelingen und ohne professionelle Hilfe keine Balance mehr erreichen.

Am Band war auch der Direktor des BiB, Prof. Norbert F. Schneider, mit einem Beitrag beteiligt, der hier in aller Kürze vorgestellt wird.

Norbert F. Schneider: Distanzbeziehungen

Der gesellschaftliche Wandel macht auch vor den Paarbeziehungen nicht halt. Steigende Scheidungszahlen, immer mehr nichteheliche Lebensgemeinschaften und vermehrt Partnerschaftsbeziehungen auf Distanz deuten darauf hin, dass die gesellschaftliche Entwicklung Folgen für das Zusammenleben von Paaren hat. Vor diesem Hintergrund untersucht der Artikel des Familiensoziologen Norbert F. Schneider das Phänomen der Distanzbeziehungen, ihre Erscheinungsformen und Ursachen. Was ist unter Distanzbeziehungen zu verstehen? Welche Formen gibt es und worin liegen die

Gründe für die zunehmende Etablierung einer weiteren Form der Partnerschaftsbeziehung neben der Ehe und nichtehelichen Beziehungen? Grundsätzlich lassen sich freiwillige „gewollte“ Distanzbeziehungen („Living-apart-together“) von sogenannten „Long-distance-relationships“, die zumeist aus beruflichen Gründen eingegangen werden und weniger „gewollt“ sind, unterscheiden. Im Mittelpunkt des Beitrags stehen darüber hinaus neben den Entstehungszusammenhängen von Beziehungen auf Distanz vor allem auch die empirische Analyse der Verbreitung dieser Form der Paarbeziehung und die damit verbundenen methodologischen Probleme. Der Autor erörtert anhand eines eigenen Forschungsprojektes zum Thema die Vor- und Nachteile dieser speziellen Beziehungsform und zeigt, dass sich für einen relevanten Teil von Paaren die Distanzbeziehung als eigenständige Beziehungsform etabliert hat. So kann zum Beispiel für Deutschland davon ausgegangen werden, dass mindestens 6 % der 18- bis 61-Jährigen in einer Distanzbeziehung leben. In anderen Berechnungen wird sogar von bis zu 9 % der 18- bis 55-Jährigen ausgegangen. Und die Chancen stehen – vor dem Hintergrund steigender beruflicher Mobilitätserfordernisse und sich wandelnder Vorstellungen von Partnerschaft – gut, dass diese Beziehungsform in Zukunft weiter zunehmen wird, wenngleich sie nach der Prognose von Prof. Schneider die „klassischen“ Beziehungsformen wie Ehe und Kohabitation in Zukunft nicht ablösen wird.

Bernhard Gückel, BiB

Aktuelle Literatur kurz vorgestellt

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.):
Aus Politik und Zeitgeschichte. Heft 41/2009: „Lebensentwürfe“

Im Mittelpunkt des Heftes steht die neue Vielfalt an Lebensformen neben der traditionellen Familienkonstellation aus Ehemann, Ehefrau und Kind(ern). Betrachtet werden die Probleme und Herausforderungen der neuen Lebensformen und die politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen. Darüber hinaus beschäftigen sich die Autoren mit der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie und Lebensentwürfen in unsicheren Zeiten.

Die Beiträge im einzelnen:

- Norbert Bolz: Ich will einen Unterschied machen!
- Thomas Gesterkamp: Vielfalt der Geschlechterrollen
- Kathrin Mahler Walther/Helga Lukoschat: Kinder und Karrieren: Die neuen Paare
- Klaus Dörre: Ende der Planbarkeit? Lebensentwürfe in unsicheren Zeiten
- Marina Rupp: Regenbogenfamilien
- Dieter Otten/Nina Melsheimer: Lebensentwürfe „50plus“
- Michael Feldhaus/Monika Schlegel: Vielfalt (mobiler) Lebensformen?

(Verlagstext)

Monika Pavetic:
Familiengründung und -erweiterung in Partnerschaften. Statistische Modellierung von Entscheidungsprozessen. VS Verlag Wiesbaden 2009

Im Zuge der Diskussion um den demographischen Wandel hat das Thema Familiengründung und -erweiterung erheblich an Relevanz gewonnen. Gegenstand dieser Studie ist die Ausarbeitung sowie Anwendung eines Modells, das die Betrachtung des Übergangs in die (Erst-)Elternschaft als Resultat eines innerpartnerschaftlichen Entscheidungsprozesses zwischen Frau und Mann ermöglicht. Die Ergebnisse des Entscheidungsmodells verdeutlichen die Bedeutsamkeit der Kinderwünsche, das Vorliegen einer Paarinterdependenz bzw. wechselseitigen Beeinflussung sowie die Relevanz der biographischen Kontexte beider Partner für das generative Verhalten. Auch zeigt die Autorin, wie die Identifikationsproblematik bei der Abbildung von Entscheidungsprozessen einschließlich von Modellerweiterungen (Multi-Decision- und Multi-Wave-Design) gelöst werden kann. (Verlagstext)

Aus dem Inhalt

- Einleitung
- Theoretische Grundlagen
- Statistische Modellierungsstrategien und Datenbasen
- Modellierung des Familiengründungsprozesses
- Multi-Decision-Modellierung des Familiengründungsprozesses und des Erwerbsverhaltens der Frau

Bertelsmann Stiftung, Bundespräsidialamt (Hrsg.): Familie. Bildung. Vielfalt. Den demographischen Wandel gestalten. Gütersloh 2009

Der demographische Wandel verändert das Gesicht unseres Landes, unserer Städte und Regionen. Wie wirkt sich diese Entwicklung auf die verschiedenen Lebensbereiche aus? Welche Gefahren gehen von ihr aus? Welche Chancen bietet sie? Wie lässt sich der Wandel gestalten? Der Band fasst in Fachbeiträgen die Analysen und Lösungsansätze renommierter Wissenschaftler zu den Schwerpunktthemen Familie, Bildung und gesellschaftliche Vielfalt zusammen. Er zeigt darüber hinaus, welche Strategien hinsichtlich des demographischen Wandels notwendig sind, damit Politik, Wirtschaft und Gesellschaft schnell und erfolgreich den Weg von der theoretischen Diskussion zum konkreten Handeln einschlagen können. (Verlagstext)

Thusnelda Tivig / Stephan Kühntopf: Demographic Risk Atlas. Schriftenreihe zu Nachhaltigkeit und CSR Band 3. Rostocker Zentrum für Demografischen Wandel. econsense Forum für Nachhaltige Entwicklung der Deutschen Wirtschaft, 2009. Klartext-Verlag Essen 2009

Wird es 2020 noch genügend Facharbeiter in der Region Stockholm geben? Wie wird sich das demografische Standortrisiko in Slowenien bis 2030 entwickeln? Welche regionalpolitischen Einflussgrößen wirken sich positiv auf das Arbeitskräfteangebot in der Region Brandenburg-Südwest aus? Diese und andere Fragen beantwortet dieser Atlas mit einer einzigartigen Auswertung regionaler demografischer und ökonomischer Daten, die Politik und Unternehmen künftig als Grundlage für wirtschafts- und gesellschaftspolitische Entscheidungen heranziehen können. Er bietet einen vergleichenden Überblick des demografischen Wandels in den Ländern der Europäischen Union zwischen 1990 und 2030 im Hinblick auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Ländern.

Der Regionalatlas baut auf dem bestehenden Informationsportal Demographic Risk Map auf und geht weit über dieses hinaus. Als Neuerung bietet er detaillierte Auswertungen der Demografie- und Umfelddaten für alle 264 untersuchten europäischen Einzelregionen. Jede Region wird kompakt auf einer Seite dargestellt, wobei die Daten und Fakten zum regionalen demografischen Wandel sowie zum regionalen demografischen Standortrisiko anschaulich aufbereitet wurden. Die einzelnen Regionalprofile sind nach Staaten zusammengefasst, die ihrerseits durch demografische Kurzprofile porträtiert werden. (Verlagstext)

WWW Informationen im Internet

- www.demographic-risk-map.eu

Impressum

Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – 31. Jahrgang – ISSN 1869-3458

Schriftleitung: Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Redaktion: Bernhard Gückel

Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden

Telefon: (0611) 75 22 35

E-Mail: bib@destatis.de

Internet: www.bib-demografie.de

„Bevölkerungsforschung Aktuell“ erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an bib-bev-aktuell@destatis.de. Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB (www.bib-demografie.de). – Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 1/2010 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.